

<b>Zeitschrift:</b>	Beiträge zur nordischen Philologie
<b>Herausgeber:</b>	Schweizerische Gesellschaft für Skandinavische Studien
<b>Band:</b>	38 (2005)
<b>Artikel:</b>	Schwedische Privatprosa 1650-1710 : Sprach- und Textmuster von Frauen und Männern im Vergleich
<b>Autor:</b>	Müller, Silvia
<b>Kapitel:</b>	4: Zum soziohistorischen Kontext
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-858228">https://doi.org/10.5169/seals-858228</a>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 02.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## 4. Zum soziohistorischen Kontext

Die Ergebnisse der linguistischen Untersuchung haben gezeigt, welche Personen und Personengruppen bestimmte sprachliche Varianten bevorzugen. Nun steht die Frage nach der systematisierenden Interpretierbarkeit dieser Beobachtungen. Ist es möglich, die meist überraschend deutlichen Sprachpräferenzen der untersuchten Autorengruppierungen zu motivieren? Es liegt nahe, sie aus der Sicht der soziopragmatischen Historiolinguistik als sich individuell äussernde Folgen soziokultureller Gegebenheiten zu deuten.<sup>185</sup>

Wie kann die soziokulturelle Bedingtheit individueller Sprachunterschiede herausgearbeitet oder gar belegt werden? Als Basis sollten zunächst die biographischen Daten der Autoren daraufhin abgefragt werden, ob mit ihnen bestimmte sprachliche Verhaltensweisen begründet werden könnten; und im Gefolge der persönlichen Biographien entsteht die Frage, welche sprachwirksamen Erfahrungen auch von anderen Menschen geteilt wurden und damit für grössere soziale Gruppierungen sprachbestimmend gewesen sein könnten. Mit den kategorialen, extralinguistischen Merkmalen wurden bereits mögliche soziologische Faktoren in stark simplifizierender Form in die Beschreibung integriert. Im vorliegenden Kapitel soll nun etwas ausführlicher auf einige der historischen Gegebenheiten eingegangen werden, die sich – direkt oder indirekt – auf Sprache, Inhalt und Textgestalt der Quellen auswirken konnten. In erster Linie sind dies zweifellos Fragen rund um den Schrifterwerb und die Ausbildungsinhalte. Aber schon hier, bei der Erkenntnis, dass Ausbildung, Geschlecht und sozialer Stand zusammenhängen, zeigt sich, wie komplex die ständische Gesellschaft des 17. Jahrhunderts aus heutiger Sicht wirkt. Sie muss von mehreren Einfallswinkeln her ausgeleuchtet werden, um kein gänzlich verzerrtes Bild abzugeben. Die folgenden historischen und soziologischen Basisinformationen versuchen den Hintergrund zu skizzieren, vor dem sich die vertexteten Biographien abspielten. Ungeachtet der überaus reichen historischen Literatur zu allen denkbaren Detailfragen können hier die Faktenauswahl und die Tiefe der Darstellung nur im Hinblick auf ihre Relevanz für die Quellenbeschreibung erfolgen und müssen daher summarisch ausfallen. Auf die Ereignisse nach 1680 wird etwas ausführlicher eingegangen, weil mehr als die Hälfte unserer Texte in dieser Zeit verfasst wurden. In den Fussnoten wird auf ein- und weiterführende Literatur verwiesen.

---

185 Eine Erörterung methodischer Probleme in der Schnittmenge von Sprachgeschichte, Soziolinguistik und Pragmatik kann hier nicht stattfinden. Als Einstiegstext mit weiterführenden Literaturangaben sei auf Linke 1999 verwiesen.

#### 4.1 Kirche und Staatswesen

Unter Schwedens „Grossmachtzeit“ (*stormaktstid*) verstehen die Historiker je nach Definition die Jahre von ca. 1560–1721 oder häufiger, etwas enger gefasst, von 1611–1718.<sup>186</sup> Diese Zeitspanne war gezeichnet von einer expansiven Außenpolitik, die zu häufigen kriegerischen Auseinandersetzungen führten. Die Bevölkerung trug alle Folgen der konsequenten Ausrichtung von Ressourcen und Verwaltung auf die Bedürfnisse der Militärpolitik und, vor allem ab 1680, der zunehmenden Ausschaltung der Zivilorgane und militärfernen Staatsbeamten von der Macht.

Neben diesen gesellschaftlichen Veränderungen und ihren materiellen Konsequenzen im Alltag waren vor allem Kriegserfahrungen für die meisten Menschen prägend, auch wenn die Schlachten nicht im eigenen Kernland stattfanden. In den 107 Jahren von 1611 bis 1718 verstrichen nur 47 (unzusammenhängende!) Jahre ohne Krieg, in der eigentlichen Eroberungsperiode von 1611 bis 1660 waren es sogar nur insgesamt 11 Jahre.<sup>187</sup> Jede Generation erlebte bereits in der Kindheit und Jugend Kriegsjahre und die damit verbundenen sozialen Veränderungen. Allein von 1621 bis 1632 verloren mindestens 50'000 schwedische und finnische Soldaten ihr Leben in Polen und Deutschland, bei einer Bevölkerung von etwa einer Million!<sup>188</sup> Zwischen 1620 und 1720 fiel jeder vierte erwachsene Mann dem Krieg zum Opfer. In zahllosen zeitgenössischen Briefen, Gerichtsurkunden und sonstigen Quellen äussert sich unbeschönigt das grosse Elend und Leid der Menschen und die rücksichtslose Einstellung des Staats zur eigenen Bevölkerung.

Die staatliche Kontrolle über die Bevölkerung kulminierte im Untersuchungszeitraum 1650 bis 1710. Nie zuvor oder später hatte Schweden eine grössere territoriale Ausdehnung, mit allen politischen und administrativen Folgen. Die Straffung der staatlichen Organisation im 16. und 17. Jahrhundert ist ein gesamteuropäisches Phänomen; doch Schweden entwickelte das effizienteste Steuer- und Verwaltungssystem in Europa. Damit konnte trotz der schmalen volkswirtschaftlichen Ressourcen des schwach bevölkerten Landes eine sehr umfangreiche und teure Expansionspolitik finanziert werden.<sup>189</sup> Das bereits seit Mitte des 16. Jahrhunderts zentralistisch verwaltete Land legte nach dem Tod Gustav Adolfs die Regierungskompetenzen in die Hände einer Kollegialregierung, die bei Unmündigkeit oder Absenz des Königs die Geschäfte auch alleine führen konnte und gleichzeitig darauf abzielte, den Adel an den administrativen Schlüsselposi-

<sup>186</sup> Je nach Betrachtungsweise gründen diese Periodisierungen auf der starken Königsmacht (ab 1611), der Expansion der Landesgrenzen (ab 1560) oder dem Aufbau der zentralen Staatsmacht (ab 1540). Unbestritten ist der Schlusspunkt 1718-21, als geographische Expansion und starke Königsmacht ihr Ende fanden. Vgl. Dahlgren / Florén / Karlsson (Hgg.) 1993:9 und Nilsson 1993:23.

<sup>187</sup> Artéus 1984:350-51.

<sup>188</sup> Lindegren 1984:366.

<sup>189</sup> In die staatsorganisatorischen, ökonomischen und gesellschaftlichen Veränderungen durch die Kriege führt Nilsson 1993 ein.

tionen zu verankern.<sup>190</sup> Diese bürokratiebasierte Regierungsform brachte nochmals landesweit einen verstärkten Zugriff des Staates auf die Bevölkerung. Überdies wurde auch die Priesterschaft für verwaltungstechnische und propagandistische Zwecke instrumentalisiert.

Die Aufrüstung der Verwaltung war ein grosser Schritt auf dem Weg zu einem eigentlichen Militärstaat. Bereits um 1650 war das ganze Land mit einer deutlich strafferen Verwaltung den Bedürfnissen der Kriegsführung angepasst, und nach 1680 wurde der Griff des Staates noch fester. In dieser Zeitspanne brachen auch für den Adel immer härtere Zeiten an, weil seine Güter weitgehend eingezogen bzw. die Steuererträge daraus an die Krone zurückgeführt wurden.

Der sozioökonomische Hintergrund ist wohlbekannt: Die Regierungen hatten seit langem Verdienste im Staats- und Militärwesen mit der Vergabe von Adelstiteln und Ländereien abgegolten. Meist wurde nicht das Besitzrecht abgetreten, sondern die Befugnis, die Steuern der Bevölkerung einzuziehen. Damit untergrub die Krone aber die eigenen Ressourcen für alle Zukunft, denn der Adel selber war dank seiner Privilegien von den meisten Steuern und sonstigen Abgaben befreit. Auf dem Höhepunkt der Besitzüberschreibungen 1654 waren im Kernland (Schweden und Finnland) zwei Drittel des Bodens in der Hand des Adels; in den neueroberten Provinzen war es noch mehr. Die Staatsfinanzen wurden von den enormen Steuerverlusten bei gleichzeitiger Zunahme gänzlich steuerbefreiter Haushalte empfindlich geschwächt. Mittels ständig neuer Steuern und indirekter Abgaben wurde versucht, das Staatsbudget zu festigen. Auch auf diese Weise drückten die Kriege der Grossmachtzeit immer schwerer auf die niederen Stände. Obwohl Schweden keine leibeigenen Bauern kannte, litten die Bauern darunter, dass sie ihre Abgaben immer häufiger dem Adel abliefern mussten. Sie bezahlten zwar nicht mehr als die Bauern der Krone, aber sie fürchteten die Abhängigkeit von der Willkür des Adels.<sup>191</sup> Die durch ständige Zwangsrekrutierungen und steigende Steuern doppelt hart geprüfte Bevölkerung ging seit den 1640er Jahren wiederholt in Opposition und forderte auf dem Reichstag 1650 die Krone auf, die Donationen zurückzunehmen und daraus die Steuern zu schöpfen.<sup>192</sup>

Einen grossen Schritt in diese Richtung unternahm Karl Gustav X. 1655, indem er ein Viertel der seit 1633 verteilten Güter und bestimmte Gutskategorien ganz von der Krone zurücknehmen liess. Dieser Konfiskation, im damaligen Sprachgebrauch „reduktion“ genannt, sollten später noch mehrere folgen. An dieser Stelle kann nur summarisch auf die weitere Entwicklung hingewiesen werden, die darauf hinauslief, dass der Adel sukzessive einen Grossteil seiner Güter und Privilegien – darunter sogar die persönliche Steuerbefreiung – abtreten musste. Ab der Jahrhundertmitte wurde so die Stellung des Adels zunehmend unsicherer und seine materielle Basis schmäler. Seit Generationen hatte der Adel Steuerfreiheit auf Ländereien und andere Privilegien genossen, u.a. das Alleinrecht auf hohe Ämter. Auch bei der Ausübung dieser Ämter sorgte

190 Nilsson 1993:33ff.

191 Ambjörnsson 1980:137.

192 Vgl. Nilsson 1993:40ff.

er dafür, mit Land und Steuerland entlöhnt zu werden, denn sein traditioneller Lebensstil beruhte auf Landbesitz. Seine Einnahmen bestanden daher mehrenteils aus verderblichen Gütern, die schnell und grosszügig verbraucht oder umgesetzt werden mussten – dieser augenfällige Luxus war neben martialischen Tugenden der Eckpfeiler des adligen Lebensstils.<sup>193</sup>

Einige der neuen staatsfinanziellen Massnahmen betrafen alle Adeligen, etwa die immer wiederkehrenden Extrasteuern (*contributioner*) und Lohnreduktionen, andere vor allem den Hoch- bzw. Landadel, der in der ersten Jahrhunderthälfte die umfangreichsten Donationen erhalten und nun abtreten musste. Der Adel war in der zweiten Jahrhunderthälfte kein homogener Stand, sondern umfasste Familien- und Familiengruppierungen, die sich hinsichtlich ihres politischen Einflusses, ihrer ökonomischen Ressourcen und ihres gesellschaftlichen Prestiges stark unterschieden. Die häufig getroffene Zweiteilung in Dienst- und Land- oder Erbadel passt auf Schweden schlecht, denn hier war fast der ganze Adel in den Staatsdienst eingebunden. Die Adelstitel bilden die Machtverhältnisse ebenfalls nicht zuverlässig ab: Die an sich zum Hochadel zu rechnenden Grafen- und Freiherrentitel beispielsweise wurden immer freigebiger verliehen, ohne dass die damit Beglückten an Besitz und Autorität mit dem älteren, grossgrundbesitzenden Hochadel gleichziehen konnten.<sup>194</sup> Da die wachsende Verwaltung nicht mehr durch Land entlöhnt werden konnte, wurden Amtsinhaber für gute Leistungen immer häufiger geadelt. Zwischen 1650 und 1680 erlangten 595 Männer auf diese Art einen Adelstitel. Die Dienstleute auf den untersten Karrierestufen blieben oft ganz ohne Lohn und mussten sich zuerst eine Zeit lang selber finanzieren.<sup>195</sup>

Die Fraktionen in der Adelskammer des Reichstags, dem „Ritterhaus“, verliefen meist quer durch Stand und Titelrangfolge: Auf der einen Seite standen die Interessen des landreichsten Hochadels, der die meisten Donationen empfing und auch die höchsten Positionen der zivilen und militärischen Verwaltung, u.a. als Reichsräte, innehatte. Auf der anderen Seite stand die wachsende Zahl Adliger in niedrigeren Staatschärgen,

193 Ambjörnsson 1980:137.

194 Vgl. Asker 1993:70-71; dort auch der Hinweis auf Ågren 1976, der eine Übersicht über die verbreitetsten Adelskonzeptionen der schwedischen Historiker bietet (S. 58-60). Ågren selber ordnet die Adeligen mit folgenden Faktoren in eine politische, eine soziale und eine ökonomische Elite (die in den meisten Fällen deckungsgleich war): Abstammung, familiäre Verbindungen durch Ehepolitik, Titel, hohe Ämter im weiteren Familienkreis, Landbesitz und eigenes Amt. Basierend auf den dynastischen Verbindungen der Adelsfamilien zeigt er, wie die Familien in der ersten Hälfte des Jahrhunderts durch gezielte Ehen Interessenverbände bildeten, die den Einfluss im Reichsrat garantierten. Auch andere, von den Monarchen als Gegengewicht eingesetzte Ratsfamilien liierten sich. Von etwa 1620 bis 1650 bestand der Reichsrat ausschliesslich aus Mitgliedern mehrfach miteinander verwandter und verschwägarter Familien! Bis um 1650 heiratete die Top-Elite praktisch nur im eigenen Kreis und innerhalb anderer Reichsratfamilien. Dass diese Praxis ab 1650 fallengelassen wurde, ist – neben den offensichtlichen Ständestreitereien – ein weiteres Anzeichen dafür, dass die gesellschaftlichen Realitäten sich änderten und die ehemals dominierenden Familien neue Koalitionen eingehen mussten.

195 Ambjörnsson 1980:137.

die nicht dem Hochadel angehörten oder bei denen die Tinte auf dem Adelsbrief noch nicht ganz trocken war. Diese Standesvertreter besaßen keine riesigen Ländereien und Donationen und konnten sich von einer Umverteilung des Landes und einer Schwächung des Hochadels nur Vorteile erhoffen. Die Reduktionen trafen denn auch auf unterschiedliche Opponenten in der Adelskammer, je nachdem, ob sie auf den Einzug von Land oder auf Lohnsenkungen abzielten.<sup>196</sup> Der neue Dienstadel musste sich aus dem Amt ernähren können und war zwingend darauf erpicht, dass die Staatsfinanzen gesundeten und tragbar wurden.

Diese Schicht war aber nicht nur egoistisch, sondern auch fortschrittlich und intellektuell. Bildung und Verstand waren ihr wichtigere Tugenden als die antiquierte Kriegskunst. Dies darf indessen nicht als ein frühes Aufblitzen bürgerlicher Ideale interpretiert werden: Auch die „neuen Leute“ erstrebten weiterhin einen Adelstitel, doch das Adelsideal wurde intellektualisiert. Allmählich wurden diese Zwiste denn auch nicht mehr als sozialer Konflikt aufgefasst, sondern als Polemik zwischen der alten und neuen Zeit. Durch diesen Bildungsdruck entstand der gesamten Oberschicht eine feinere, gebildete Kultur.<sup>197</sup> Die gesellschaftlichen Veränderungen als Folge der merkbar grösseren sozialen Mobilität hatten zu neuen staats- und gesellschaftsideologischen Konzepten in den einflussärmeren Gruppierungen des Reichstags geführt, die Karl XI. nun für seine Absichten nutzte.<sup>198</sup>

1680 setzte Karl XI. auf dem Reichstag einschneidende Veränderungen durch. Er zog die Vormundschaftsregierung, die das Land während seiner Unmündigkeit von 1660 bis 1672 geleitet hatte, für ihre Finanz- und Militärpolitik materiell zur Verantwortung<sup>199</sup> und spielte die allgemeine Angst und Uneinigkeit innerhalb und zwischen den Ständen dazu aus, umfassende Gutsreduktionen und eine Ausschaltung des Adels aus der Regierung durchzusetzen. Das Konsultieren des aus dem Hochadel gewählten Reichsrats wurde vom Reichstag ganz in seinem Sinne für fakultativ erklärt. Auch danach verschärfte Karl XI. seine Finanz- und Regierungsreform konsequent; die Politik des Jahrzehnts war geprägt durch verschiedene ständische Kommissionen. Bis 1689 hatte er als absolutistischer Monarch die Stände ausgeschaltet und die Finanzen für die geplante Reorganisation des Militärwesens geordnet. Neuere Forschungen zeigen, dass der bedrängte Hochadel in finanzieller Hinsicht nicht so viel verlor wie bisher angenommen, denn gleichzeitig bekam er durch die Umorganisation des Heeres und die eigenen hohen Gehälter oft die Mittel, das beschlagnahmte Land zurückzukaufen oder zu pachten.

<sup>196</sup> Vgl. Asker 1993, Nilsson 1993:46ff.

<sup>197</sup> Ambjörnsson 1980:138.

<sup>198</sup> Ågren 1976:55-56 betont das reziproke Verhältnis von sozialen und ideologischen Veränderungen und ihre wechselnde Wirkung auf die sogenannte „Krone“: Hinter diesem unpersönlichen und statischen Begriff stehen immer Individuen – nicht nur die Monarchen, sondern auch die jeweiligen Ratgeber, die von Karl XI. grösstenteils nicht aus dem Hochadel rekrutiert wurden.

<sup>199</sup> Diese Prozesse werden in der hier untersuchten Quelle von Maria Euphrosyna ausführlich thematisiert (siehe Kapitel 5.7).

Auch durch gezielte Heiratspolitik und durch die Verpflichtung zum Unterhalt von Kavallerietruppen konnte der Landverlust verhindert werden. Auf den einflussreichen Positionen jedoch musste der Hochadel weitgehend einem entlöhnten Dienstadel von bescheidenerer Herkunft oder sogar nichtadligen Beamten weichen, denn auch die Konkurrenz durch kompetente bürgerliche Beamte war gewachsen, seit bürgerliche Studenten in die Unterrichtsstätten strömten. Dies lag durchaus im Sinne eines effektiven Staatsapparates, bedeutete jedoch für den alten Adel, wie er schon früh befürchtete, den Anfang des unaufhaltsamen Abstiegs.<sup>200</sup> Noch um die Jahrhundertmitte war das Privileg auf hohe Posten gänzlich bei der Elite der Aristokratie; bis zum politischen Wendepunkt 1680 war diese Sonderstellung aber schon stark erodiert. Die Reduktion 1680 glich den Unterschied zwischen landbesitzendem Ratsadel und Dienstadel aus. In die Ämter wurden nun normalerweise nur noch wirklich gut ausgebildete Männer eingesetzt. Zu diesem Zeitpunkt dominierte die Aristokratie nur noch im Reichsrat deutlich, in der sonstigen Zivilverwaltung, z.B. bei den höchsten Posten der Lokalverwaltung<sup>201</sup> und im Justizwesen, waren andere Gruppierungen nachgerückt. Noch stärker bedrängt wurde sie in der Militärhierarchie. Mit der Ausschaltung des Reichsrats war auch die letzte Domäne verloren – in seinem Nachfolgeorgan, dem Königlichen Rat, sassen 1700 nur noch drei (greise!) Adlige.

Der Adel konnte den jüngsten Entwicklungen keinen grossen Widerstand entgegensetzen, denn die Armee stand aus gutem Grund hinter dem König. Die eingezogenen Güter flossen nun fast vollständig in den Ausbau des bereits seit Jahrzehnten bestehenden „Einteilungswerkes“ (indelningsverket). Das Land und die Höfe wurden neu parzelliert und als Lohnanteil den Soldaten, Offizieren und Staatsbeamten verliehen. Mit der Quittierung des Dienstes ging es an die Krone zurück.<sup>202</sup> Damit wurden Bezahlung und

---

200 Weil die Elitefamilien die Gefahr für die bestehenden Machtverhältnisse früh erkannten, versuchten sie schon in den 1640er Jahren, den Zustrom bürgerlicher Studenten zu stoppen. Die Konkurrenz erwuchs aber auch in der Verwaltung und im Heer selbst, wo meritierte Männer mit bürgerlichem oder niederem adligen Hintergrund immer stärker auf gerechte Beförderungspraktiken pochten, wenn ihnen unerfahrene Jünglinge aus der höchsten Aristokratie vorgezogen wurden. Vgl. Asker 1993.

201 Das „landshövdinge“-Amt; s. auch Kap. 5.2 (Rosenhane) und 5.14 (Cederhielm).

202 Swedenreisende kennen die aus dieser Landreform hervorgegangenen typischen kleinen Soldaten-Höfe (*torp*), die schon damals zur Ernährung einer Kernfamilie meist nicht ausreichten, für einen Mehrgenerationenhaushalt ohnehin nicht. Die Soldatenbauern erhielten daher einen Naturalienzuschuss von den Eigenbauern.

Diese Soldatenfamilien bildeten eine neue, labile Gesellschaftsschicht. Vor allem die Soldatenfrauen hatten stets eine unsichere Zukunft vor Augen. Die Existenzsicherung wurde beim Tode des Familienvaters sofort prekär, weil die Witwe mit den Kindern vom Hof wegziehen musste (vgl. Stadin 1993b:194).

Als Beispiel kann Schonen im Jahre 1694 dienen: Ein verschwindend kleiner Anteil (ca. 2,5 %) aller an die Obrigkeit eingereichten Bitschriften wurde damals von Frauen gestellt; und in ihnen wurde meistens um ein „Gnadejahr“ auf dem Hof oder um die Auszahlung von Lohnforderungen des Verstorbenen gebeten. Diese Suppliken gehören zu den wenigen Zeitdokumenten, in denen Unterschichtsfrauen namentlich genannt werden – was aber in keinem einzigen Fall heisst, dass sie eigenhändig von

Unterhalt des Militärs ganz auf eine landwirtschaftliche Basis ausgerichtet, was einer Rückkehr zur Naturalienhaushaltung gleichkam, wie sie vor der Grossmachtzeit mit ihrem extremen Geldbedarf bestand. Die so Entlohnten spürten die hohe Inflation im Gefolge der Kriege kaum, während die anderen Bevölkerungsteile dann viel verloren, weil die Löhne zurückgehalten oder nicht an die Geldentwertung angepasst wurden. Das Militär wurde damit in jeder Hinsicht zur bevorzugten Gesellschaftsgruppe: 1735 floss über ein Drittel des Staatshaushalts in die Löhne dieser relativ kleinen Schicht.<sup>203</sup> Auch die Eigenbauern trugen direkt zum Militärhaushalt bei, indem sie zu mehreren für Ausrüstung und Unterhalt von Reitern und Soldaten zuständig waren. So entstand ein 40'000 Soldaten starkes einheimisches Berufsheer, das in Friedenszeiten das Land bewirtschaftete.<sup>204</sup>

Bereits im Anschluss an die Reformation hatte die straffe Instrumentalisierung der Kirche im Dienste des Staates begonnen. Sie wurde in den letzten Dezennien des 17. Jahrhunderts noch perfektioniert; Staat und Kirche wurden in vielen Bereichen eins. Die treibende Kraft dahinter war Karl XI., nicht die Kirche, die sich in vielen Punkten dagegen wehrte, zum Instrument der staatlichen Kontrolle gemacht zu werden. 1679 wurde das „Hausverhör“ (husförhör) förmlich beschlossen, in dem die Geistlichen nicht nur religiöse Grundkenntnisse, sondern auch sozialen Gehorsam vermittelten. Da die Bibel unerschwinglich war, besassen gewöhnliche Haushalte nur das Psalmbuch mit dem kleinen Katechismus, der beim Hausverhör abgefragt wurde.<sup>205</sup> Dem kleinem Katechismus angegliedert war die sogenannte Haustafel, in der Luther Regeln für das Zusammenleben sammelte, die dem Familienoberhaupt halfen, unter seinem Dach für Ordnung und Gehorsam zu sorgen. Luther nennt darin als das schlimmste Verbrechen nicht etwa Mord, Betrug oder Unzucht, sondern Ungehorsam. Die Haustafel war ein perfektes Propagandavehikel, denn die meisten Menschen lernten das Lesen zielgerichtet mit dem kleinen Katechismus und repitierten diese eine Lektüre jahrelang, um auf die jährlichen Kontrollfragen des Pfarrers antworten zu können. In der Folge konnte Schweden die höchste Alphabetisierungsrate des damaligen Europas aufweisen. Doch viele kannten wohl keine andere Lektüre als den Katechismus oder bestenfalls das ganze Psalmbuch; Schreibkenntnisse hingegen waren für die unteren sozialen Schichten äußerst ungewöhnlich.<sup>206</sup>

1686 legte Karl XI. ein neues Kirchenrecht vor, das die Unterwerfung der Kirche unter den Staat bekräftigte. Damit wurden die Pfarrer zu Staatsbeamten, die in gewissen Dingen sogar dem „landshövding“, dem zivilen Leiter der Provinzialverwaltung, unterstanden. In den nächsten Jahren erlebte Schweden den Höhepunkt von Katechese, Kirchenzucht, Gleichschaltung, Hausverhör und Kontrolle. Die harten Umstrukturierun-

ihnen unterzeichnet oder gar geschrieben wurden. (Ulfsporre 1991:82).

203 Artéus 1984:357ff.

204 Als Einführungen in die Geschehnisse rund um die politischen und militärischen Reformen dienten – neben Nilsson 1993, Artéus 1984, Asker 1993, Backlund 1993 – Den svenska historien 1966/78:31-44 und Jägerstad 1964:65-70.

205 Das jährliche Abfragen des Katechismus wurde noch bis weit ins 19. Jhd. praktiziert.

206 Ambjörnsson 1980:141 u. 161-163.

gen stiessen anfangs auf Widerstand, der aber bald erlosch; die Pfarrer erwiesen sich schnell als dienstbare bürokratische Geister, die meisten "orthodox", eifrig, fleissig und kleinlich.<sup>207</sup> Neu oblag ihnen auch die Führung obligatorischer Geburtsregister, mit denen die Kontrolle über alle Geburten, auch über aussereheliche, angestrebt wurde. Der Pfarrer war angehalten, nötigenfalls unter Druck und Drohungen herauszufinden, wer der Vater des Kindes war.<sup>208</sup>

Aus der historischen Rückschau erkennt man, dass diese Orthodoxie und die Reduktion Ausdruck für die gleiche Bewegung waren: für die Konsolidierung des zentralistischen Nationalstaates. Die Reduktionen schufen die ökonomischen, sozialen und organisatorischen Grundlagen für die Entwicklung des Staates, die Orthodoxie die ideologische. Schweden wurde zu einem Land der Beamten und Priester, eifrig und pflichtbewusst. In dieses Bild gehören auch die Hexenfeuer, die nicht zufällig jetzt wieder aufflackerten. Obwohl es seit 1500 immer wieder zu Hexenprozessen kam, wurden erst genau um 1670 Spezialgerichte eingerichtet und deutlich mehr Menschen angeklagt!<sup>209</sup> Die karolinischen Dezennien des Jahrhunderts steckten die Mentalitätsgrenzen enger.

## 4.2 Bildungsgänge und Bildungswesen

Unser Wissen über das damalige Schulwesen muss aus vielen, höchst verschiedenartigen Quellen zusammengetragen werden. Die überlieferten offiziellen Schulprogramme und Akten verzeichnen zwar die Fächer, die Lehrer und Schüler und möglicherweise einzelne ungewöhnliche Geschehnisse und Anlässe. Für einen Einblick in den Schultag aus der Sicht der Schüler sind wir aber auf autobiographische Aufzeichnungen angewiesen. Doch die ohnehin recht dürftige autobiographische Literatur der Grossmachtzeit ist gerade über die Jugend- und Ausbildungszeit eher schweigsam. Erst im 18. Jahrhundert wuchs das Interesse der Schreibenden für den Werdegang der eigenen Persönlichkeit und damit für die Erlebnisse der Kinder- und Jugendjahre. Die wenigen überlieferten Hinweise zeigen aber, dass das Ausbildungswesen bereits im 17. Jahrhundert etwa gleich funktionierte wie im besser dokumentierten folgenden Jahrhundert.

Die meisten frühen Selbstdarstellungen teilen eine weitere Gemeinsamkeit, die bei ihrer Auswertung nicht vergessen werden sollte: Ihre Verfasser waren vermutlich aus eigener und fremder Sicht begabt und erfolgreich, denn gescheiterte Menschen haben wenig Anlass und Befriedigung, ihr Leben festzuhalten. Von guten Schülern sind jedoch tendenziell geschönte Erinnerungen zu erwarten – wie ganz allgemein die Kindheit und Jugend in der Retrospektive verklärt werden, wenn sie nicht von unleugbaren grossen Problemen überschattet wurden. Schlimme Erlebnisse werden daher oft ausgespart oder abgemildert.

---

207 Diese unschmeichelhaften Charakterisierungen macht Lindroth 1975:90-91.

208 Ulfspärre 1991:79.

209 Ambjörnsson 1980:141-142.

Es zeugt von grossen Missständen des Unterrichtswesens, dass dennoch viele Autoren über ausserordentlich schlechte Behandlung durch Lehrer oder Mitschüler oder auch über lange Perioden der geistigen und materiellen Vernachlässigung klagen.<sup>210</sup>

#### 4.2.1 Lateinschulen und Gymnasien

Im 17. Jahrhundert wurden die alten Domschulen mit Lektoraten aufgestockt und zu Lateinschulen bzw. Gymnasien nach deutschem Vorbild eingerichtet. Johannes Rudbeckius, der Bischof von Västerås, baute in seiner Domschule ab 1623 als erster einen imponierenden Lehrplan auf: Astronomie, Optik, Geographie, Geschichte, Staatslehre, sogar Medizin, Griechisch und Hebräisch konnten in Västerås belegt werden. Laurentius Paulinus Gothus verfuhr in Strängnäs ähnlich, um den Seminaristen, hauptsächlich zukünftigen Pfarrern, eine Ausbildung zu ermöglichen, die sich mit der Universität in Uppsala durchaus messen konnte. Um die Jahrhundertmitte gab es 21 Lateinschulen und acht Gymnasien (in Linköping, Åbo, Dorpat, Skara, Stockholm, Växjö, Göteborg und Härnösand). Mit dem Schulgesetz von 1649 wurden die Zuständigkeiten dieser Schultypen festgelegt: Die niedere Lateinschule, auch Trivialschule genannt, umfasste vier Klassen. Danach folgten die ebenfalls vierklassigen Gymnasien und schliesslich die Universität.

An den Lateinschulen und den Gymnasien wurde allerdings nur das Lehrangebot modernisiert; die pädagogischen Prinzipien blieben unverändert. Nach heutigen Begriffen herrschten erbärmliche Zustände. Verletzende Blossstellungen und harte körperliche Züchtigungen waren an der Tagesordnung; die Schüler mussten sogar selber das Reisig für die Ruten sammeln, mit denen sie geschlagen wurden.<sup>211</sup> Als Schulen dienten vielerorts baufällige Wohnhäuser, ungeheizt und ohne dichte Fenster. Die Räume waren stets überfüllt, da mehrere Klassen im gleichen Zimmer sassan und gleichzeitig Unterricht erhielten. Auch die Schüler innerhalb der jeweiligen Klassen waren sehr unterschiedlichen Alters, denn je nachdem mussten sie die Klassen sogar mehrmals hintereinander repetieren, bevor sie in die nächste zugelassen wurden. Das hing nicht nur von ihrem Talent, sondern auch von den finanziellen Möglichkeiten ab. Mittellose Zöglinge wurden selbst bei ausserordentlicher Begabung oft über zwanzig Jahre alt, falls sie denn überhaupt an die Universität kamen, weil sie sich während der Schulzeit als Informatoren, als private Nachhilfelehrer, „verdingen“ mussten – während die Adelssprösslinge bereits im zarten Alter von acht bis zwölf Jahren in Uppsala Einzug hielten! Dazu kam der traditionelle „sockengång“ („Kirchgemeindegang“), eine Betteltour von Tür zu Tür,

---

210 Vgl. von Platen 1981:4. Zur psychologisch begründeten Schönung von Lebensberichten und den dazu dienenden Schreibtechniken siehe Müller 2000.

211 (von Platen 1981:41). Die harte Strafpraxis kann als Bestandteil des „rite de passage“ (Ong) verstanden werden, den die Lateinschule für die Jungen bedeutete. Die Schule setzte damit ein pädagogisches Abhärtungsideal um, welches nicht nur mit solch äusserlicher Disziplinierung verfolgt wurde, sondern auch im Lehrstoff, der sich kontinuierlich von „weichen, weiblichen, literarischen“ Texten hin zu „harten, männlichen, logischen“ Texten veränderte (vgl. Steinfeld 1985:21-22).

die die Schüler ernähren und die Schule finanzieren sollte, oft aber sehr karg und hart ausfiel. Bis 1780 wurde auf diesen Touren viel Zeit verbracht, und so mancher Schüler fand am Vagabundieren Gefallen und endete am Schluss als Soldat.<sup>212</sup>

Andererseits konnten selbst Knaben aus sehr armen Verhältnissen mit etwas Glück zur Schule gehen, denn die Lateinschulen und Gymnasien funktionierten auch als Versorgungsanstalt für notleidende oder verwaise Knaben, welche mit Stipendien oder oft auch nur mit dem Privileg, in der Gemeinde betteln zu dürfen, vom Gemeinwesen getragen wurden. Viele von ihnen blieben sehr lange an der Schule, ohne jemals zur Universität zu kommen; doch nicht wenige aus dem Bauernstand wurden schliesslich Pfarrer oder gelangten bis an die Universität. Die Lateinschule und die höheren Unterrichtsstätten standen damit prinzipiell allen Schichten offen, diskriminierten aber die Mädchen.<sup>213</sup>

Das bedeutet allerdings nicht, dass die Schülerschaft der höheren Ausbildungsstätten die Gesellschaftspyramide massstabgetreu abbildete. 1645-54 waren von 740 Studenten der Universität Uppsala 262 Pfarrersöhne (35 %), 66 Bauernsöhne und 57 Bürgersöhne (8-9 %), 33 Studenten (4,5%) stammten von nichtadligen Amtsleuten und die restlichen ca. 40 % sind unbekannter sozialer Herkunft. In den Jahren 1680-1719 stammten die meisten Studenten aus der gebildeten Mittelschicht: 35-41 % sind Priestersöhne, 12-18 % Söhne von nichtadligen Amtsleuten („Standespersonen“), 12-16 % Bürger-söhne, 10-20 % Bauernsöhne.<sup>214</sup> Die Bauernsöhne sind gemessen an den anderen Ge-sellschaftsschichten stark untervertreten. Im internationalen Vergleich allerdings war der Anteil der Bauernsöhne unter den Studenten mit 15-20 % ausserordentlich hoch. Die Universität war für sie ein soziales Sprungbrett; die meisten wurden Pfarrer.<sup>215</sup>

Ein Grossteil der Gymnasiasten tauchte indessen gar nie in den Universitätsmatrikeln auf, denn für die zahlenmäßig bedeutendsten Ausbildungen zum Priester und Lehrer war noch bis zur Mitte des Jahrhunderts eine Kathedralschule oder ein Gymnasium ausreichend. Die Hälfte aller Priester liess es dabei bewenden. Von allen Universitäts-studenten traten dann nochmals etwa die Hälfte in Kirchendienste.<sup>216</sup>

---

212 Lindroth 1975:65-69. Laut Lindroth wurde diese Art der Studienfinanzierung um 1780 abgeschafft, laut Lönnroth / Delblanc (Hgg.) 1987:I:161 (zumindest gesetzlich) erst 1834.

213 Zum Ausschluss der Mädchen und seinen langfristigen Folgen vgl. Steinfeld 1985, hier S. 19.

214 Lindroth 1975:37.

215 Lindberg 1980a:18.

216 Die Zahlen lassen die historisch bedingten „Arbeitsmarktschwankungen“ erkennen: Anfangs Jahrhundert 65 % (Stärkung der lutherisch-orthodoxen Staatskirche durch Gustav Adolf II.), um 1650 nur noch 40 % und in karolinischer Zeit wieder 55 % (Lindroth 1975:45).

#### 4.2.2 Privatunterricht

Die voruniversitäre Ausbildungsphase beschränkte sich nicht auf den regulären Unterricht im Klassenzimmer. Es erstaunt in Anbetracht der geschilderten Zustände an den Schulen nicht, dass die Schüler dort nur wenig profitieren konnten. Schon früh hatte es sich daher eingebürgert, daneben auch noch bezahlten Privatunterricht beim Lehrer oder einem (meist älteren) Schüler zu nehmen. Zusatzunterricht durch ältere Schüler war vor allem in Orten mit vollständigen Lehranstalten üblich, die sowohl Trivialschule als auch Gymnasium umfassten. Die Schüler des Gymnasiums oder der letzten Klasse der Trivialschule (der sogenannten Rektorsklasse) unterrichteten die jüngeren Knaben. Doch auch der Privatunterricht bei Lehrern war völlig etabliert und institutionalisiert und kann nicht mit heutigen Nachhilfe- oder Förderungslektionen verglichen werden.<sup>217</sup>

Vor allem zwei Ursachen führten zur Verbreitung des Privatunterrichts. Einerseits hatten die Schulen grosse Lücken im Lehrangebot – nicht einmal die zukünftigen Pfarreier konnten dort alle notwendigen Kenntnisse erwerben. Beispielsweise konnten an der offiziellen Schule keine anderen Sprachen als Latein belegt werden, obwohl Griechisch und Hebräisch für Theologen obligatorisch waren. Auch wer eine moderne Fremdsprache lernen wollte, wurde in den Schulordnungen auf die Dienste von Präzeptoren verwiesen; meist war dies der Lehrer selber, aber auch alle anderen geeigneten Personen konnten ergänzenden Unterricht anbieten. Andererseits waren die Lehrer äusserst schlecht bezahlt (oft schlechter als Knechte!) und gezwungen, dazuverdienen. Vor allem die Lehrer der Trivialschulen, die sogenannten „Kollegen“, konnten vom regulären Lohn bei weitem nicht existieren. Die am Gymnasium lehrenden „Lektoren“ waren immerhin nicht ganz so schlecht entlohnt, doch auch sie waren auf Nebeneinkünfte angewiesen.<sup>218</sup> Unerlässlich war Privatunterricht auch in Landesteilen, aus denen Schüler direkt von der Trivialschule an die Universität oder Akademie geschickt werden mussten, weil es kein Gymnasium gab.<sup>219</sup>

---

217 Privatunterricht durch Schüler scheint besonders an den beiden alten Gymnasien in Skara und Växjö stark verwurzelt gewesen zu sein. Meist wurde neu aufgenommenen Schülern sofort ein Gymnasiast als Tutor zugewiesen. Schon in der Schulordnung von 1561 (gedr. 1571) wurde offiziell erstmals geregelt, was wohl schon lange üblich war: der Privatunterricht durch den Lehrer. Obwohl dieser Privatunterricht in der Vergangenheit meist sogar umfassender als der offizielle war, wurde er aus den bildungshistorischen Studien ausgeschlossen (vgl. von Platen 1981:10, 61 u. 146).

218 Dermassen schlechte Löhne sind für andere Länder nicht nachgewiesen. In Deutschland beispielsweise forderten die absolutistisch orientierten Fürsten die Gelehrten-schulen, da sie für loyalen Beamennachwuchs sorgten. Die Elementarschulen wurden dagegen bewusst vernachlässigt, das Schulgeld hoch angesetzt und die Lehrer erbärmlich bezahlt (s. Bernheiden 1988:219). Obwohl also auch in Deutschland die Volks-schullehrer unterbezahlt waren und sozial entsprechend wenig Ansehen genossen, äusserte sich ein deutscher Lehrer noch 1796 indigniert über die Löhne der niederen Lehrer in Schweden (vgl. von Platen 1981:10-13; für einen Abriss des deutschen Schulwesens siehe Elze/Repken 1974:576-577).

219 In ganz entlegenen Gebieten kam es vor, dass Jünglinge direkt aus dem Pädagogium, einer Schulstufe unterhalb der Trivialschule, an die Universität gingen. Der gesamte

Der Unterricht der privat bezahlenden Schüler fand oft im Schulhaus statt, und zwar meist gleichzeitig zum regulären Unterricht! Entweder rannten die Lehrer zwischen den Schülergruppen hin und her, oder – was wahrscheinlicher und auch in einigen Fällen aktenkundig ist – sie versäumten die regulären Schüler und verbrachten mehr Zeit mit den zahlenden Kindern. Zuweilen sassen private und reguläre Schüler auch im selben Raum. Auch in diesem Fall muss eine gewisse Bevorzugung der Privatschüler stattgefunden haben.

Die offiziellen Lateinschulen und Gymnasien waren den Knaben vorbehalten. In den Privatklassen hingegen sassen oft auch die Mädchen aus vermögenden Familien. Dies war zweifellos ein Vorteil des Privatunterrichts. Privatschüler mussten auch nicht an Begräbnissen und anderen Anlässen singen gehen, waren vom „sockengång“ befreit und wurden milder bestraft. Wer es vermochte, liess seine Kinder teils oder ganz privat unterrichten. Es kam vor, dass die Privatkasse um ein Vielfaches grösser war als die offizielle, in der nur noch ganz wenige Kinder aus den ärmsten Familien sassen.

Die Eltern konnten so die Ausbildungsinhalte mitbestimmen und sicher sein, dass ihr Kind individueller betreut wurde. Begehrte Lehrer führten manchmal sogar ein kleines Internat, wo die Schüler aus entfernten Gebieten unter ihrer Aufsicht wohnten und lernten – auch dies war für die Eltern ein beruhigendes Arrangement.<sup>220</sup> Besonders privilegierte Privatschüler erhielten oft Familienanschluss und wurden zusammen mit den Söhnen des Lehrers erzogen. Reiche Eltern gaben ihren Kindern zusätzlich noch einen eigenen Informator mit. Oft war es ein älterer Gymnasiast oder Student, der als Anstandshüter und Privatlehrer dazuverdienen musste. Auch für den Unterricht in den sehr langen Sommerferien engagierte man oft einen Informator, der so auch gleich getestet wurde und bei Eignung im Herbst die Kinder an die Schule begleitete. In der Hoffnung darauf waren viele Informatoren auch bereit, ohne Lohn den ganzen Sommer über zu unterrichten, nur für ein Bett, etwas zu essen und einen Sommer auf dem Lande. Die Promotion erfolgte noch bis ins 19. Jahrhundert erst zu Beginn des nächsten Schuljahres, so dass man in den Sommerferien das Gelernte repetieren musste.

Vor allem in den Städten wurden die Preise der Lehrer und Informatoren gedrückt, da sich viele junge Männer um die Stellen bemühten. Viele städtische Bürger waren allerdings so arm, dass sie die Kinder trotzdem kaum in die öffentliche Schule schicken konnten, geschweige denn zum Privatunterricht. Selbst Stockholm zählte erstaunlicherweise im 17. und 18. Jahrhundert zu den Städten mit sehr ärmlichen öffentlichen Schulen. Nur die ärmsten Stockholmer schickten ihre Kinder dorthin, alle anderen wählten eine der zahlreichen privaten Einrichtungen, die es in allen Arten und Grössen gab.<sup>221</sup>

---

Lehrstoff von Trivialschule und Gymnasium wurde in ihrem Fall per Privatunterricht erworben (von Platen 1981:144).

220 von Platen 1981:40-44.

221 von Platen 1981:52-56.

#### 4.2.3 Universität

In den Jahrzehnten nach der Reformation lagen die Schulen und auch die Akademie weiterhin in den Händen der Kirche und waren darauf ausgerichtet, Nachwuchs für den Klerus heranzuziehen. Ab 1620 leitete Gustav Adolf II., unterstützt von Axel Oxenstierna und Johan Skytte, einen energischen Aufbau des Unterrichtswesens ein. Der Staat verschaffte sich einen festeren Griff um die Ausbildung in den höheren Schulen und an der Universität Uppsala, deren Leitung vom Bistum an die Krone überging. Es kam zur bereits erwähnten Neugründungswelle von Lateinschulen und Gymnasien.

Nicht ganz so deutlich wie bei den neuen Einrichtungen fielen die Reformen in den alten Dom- oder Stiftsschulen („latinläroverk“) aus. Obwohl sie zu Gymnasien gemacht wurden, blieb ihre Leitung noch lange bei den Bischöfen und Domkapiteln. Die erste Grundausbildung blieb damit in der Hand der Kirche, wenn auch unter der Aufsicht der Krone und ihrer Schulverordnungen. Bis um 1650 hatte das schwedische Bildungssystem den Abstand zu den führenden europäischen Staaten aufgeholt, auch wenn die ideengeschichtlichen Neuerungen immer mit einer Verzögerung aufgenommen wurden. Die Regenten förderten unterschiedliche Bereiche: Unter Gustav Adolf II. und der Vormundschaftsregierung für Christina wurden die für Verwaltung und Kriegsführung nützlichen Disziplinen ausgebaut. Diese Bildungspolitik hatte den Staatsnutzen im Auge: Priester, Lehrer und neu auch Verwaltungspersonal, Diplomaten und die militärische Elite sollten aus den Universitäten strömen. Christina förderte vor allem die Philosophie und Technik. Karls Bildungspolitik dann brachte insgesamt einen Rückschritt.

Die frühe Förderungspolitik trug schon bald Früchte. Noch 1620 hatte Schweden nur eine Universität aufzuweisen, die aus der Akademie zu Uppsala hervorgegangen war. Die Studentenzahlen stiegen zu Beginn des Jahrhunderts schnell. Um 1630 hatte Uppsala bereits 1000 Studenten und zwanzig Professoren, darunter viele aus Deutschland.<sup>222</sup> Um 1700 waren es bereits fünf Universitäten dank Neugründungen in Åbo, Lund, Dorpat-Pernau und dem eroberten Greifswald. Den Erfolg der Bildungspolitik belegt auch, dass neben den designierten Geistlichen neue Absolventen hinzugewonnen werden konnten: Um 1650 richtete sich etwa jeder dritte Student nach einer Verwaltungskarriere aus, indem er die sogenannte „politische Klasse“ belegte. Gerade diese Absolventen wurden vom Adel bald beargwöhnt.

Auch an den neuen Universitäten folgte der Unterricht immer noch dem mittelalterlichen Usus. Jeder der Professoren hielt an vier Tagen der Woche jeweils eine Stunde Vorlesung. Darin wurden meist sehr elementare Kenntnisse vermittelt, wenig Stoff in ausführlicher Behandlung. Vom Katheder las der Professor ein gedrucktes Lehrbuch vor, und die Zuhörer schrieben mit. Parallel hielten auch die Universitätsprofessoren eifrig private Kollegien, wo aktuellerer und spezialisierter Stoff behandelt wurde. Der Privatunterricht leistete auch hier einen grossen und unerlässlichen Beitrag zum Wissenstransfer.<sup>223</sup>

---

222 Lindroth 1975:11-22.

223 Lindroth 1975:29-45.

#### 4.2.4 Le grand tour

Abgeschlossen wurde die Studienzeit mit einer „grand tour“, einer Bildungsreise durch möglichst viele politisch, kulturell oder ökonomisch einflussreiche Länder wie Holland, Deutschland, die Schweiz, Frankreich, Spanien und Italien. Je nach dem elterlichen Geldbeutel dauerten diese Reisen wenige Monate oder ein paar Jahre. Fast nur die Adeligen konnten sich grosse Reise- und Unterhaltskosten überhaupt leisten. Mit viel Glück konnte ein älterer Bauern- oder Pfarrerstudent als Begleiter von Adelsburschen seine Reise finanzieren.

Axel Oxenstierna plante Pfalzgraf Karl Gustavs Reise nach einem Semester Theologie und römischen Autoren in Uppsala (1638-40). Der 16-jährige sollte unter Aufsicht eines Hofmeisters (Johan Rosenhane von Kapitel 5.2) und eines Informators nach Dänemark, Hamburg, Holland, Paris, von dort aus nach Strassburg, in die Schweiz und hinunter bis nach Südfrankreich reisen. Neben den Visiten bei Staatsmännern und Fürsten gönnte Oxenstierna seinem Zögling auch simplere touristische Freuden wie Sightseeing. Zum Abschluss betrieb der Pfalzgraf in Paris Völkerrechtsstudien und trainierte seine Reitkunst und andere adlige Übungen in Benjamins Ritterakademie. Für Adelssohne gehörte es zum guten Ton, eine Ritterakademie zu besuchen. Die renommierteste war ab 1650 in Paris zu finden, dem intellektuellen Zentrum der Welt mit feiner Hofkultur und belebten Salons, wo Adelsjünglinge aus ganz Europa hingesandt wurden, um sich dem Ideal des „gentil homme“ anzunähern.<sup>224</sup>

Auch die deutlich bescheideneren Bildungsreisen bürgerlicher Studenten galten Kurzbesuchen an den Universitäten und bei Gelehrten, dem Kenntnisserwerb in Militärwesen, Stadtbaukunst, Jurisprudenz und Gesellschaftsleben, dem Studium der Länder und Sitten und alamodischer Fertigkeiten. Aus Kostengründen erstreckten sie sich aber selten über die nordeuropäischen Länder hinaus, allen voran Deutschland. Im Verlauf des Jahrhunderts verloren die deutschen Universitäten allerdings viel von ihrer Anziehungskraft – das Land litt unter den Folgen des Krieges. Für die Theologen blieb Deutschland allerdings nach wie vor das erste Ziel. Die schwedischen Pfarrer studierten in erster Linie an den lutherischen Universitäten in Wittenberg und Giessen. Im 30jährigen Krieg wichen viele an die ketzerischen calvinistischen Universitäten in Holland aus, doch nach dem Frieden von 1648 strömten die Theologiestudenten wieder gleich zahlreich nach Deutschland wie früher.<sup>225</sup>

Holland und England profitierten finanziell und kulturell vom Niedergang der kriegsgeschwächten Staaten. Ihre reichen Städte wurden nun zu den wissenschaftlichen Zentren und zogen viel vom früheren Glanz der Universitäten in Deutschland und Frankreich auf sich. Sie vertraten eine moderne, nutzenorientierte Bildung und boten höchst gefragte Fächer an, die Studenten aus dem ganzen protestantischen Europa anzogen, so auch einen steten Strom schwedischer Besucher. Ökonomie und Handel etwa wurden bevorzugt in Holland gelernt. Dort befand sich zudem der Parnass der klassischen Philologie: Die berühmtesten Humanisten, Orientalisten, Philosophen und Ju-

224 Lindroth 1975:29-58.

225 Lindroth 1975:59-60 u. 94.

risten lebten in Leiden. Als einziges Land garantierte Holland zu diesem Zeitpunkt Druck- und Denkfreiheit und wurde so zum Zentrum der innovativen Wissenschaften.

Die Bildungsreisen der jungen Schweden führten regelmässig auch in katholische Länder, obwohl dies von den karolinischen Theologen eifrig kritisiert wurde. Ab 1700 galten strengere Vorschriften, um dem Erstarken des Pietismus entgegenzuwirken. Die verbotenen Seminare in Halle und Giessen wurden trotzdem bald wieder von schwedischen Studenten aufgesucht.<sup>226</sup>

### 4.3 Zeittypische Lehrinhalte

Seit der Reformation waren die lutherische Theologie und der klassische Humanismus die Grundpfeiler von Schwedens universitären Lehrplänen. Im 17. Jahrhundert wurden sie erweitert um das Studium der Philosophie, wo die bewährte aristotelische Scholastik wiedereingeführt und der moderne Ramismus verdrängt wurde. Das Denken der Elite richtete sich länger als ein Jahrhundert nach dem Dreigestirn Luther, Cicero und Aristoteles.<sup>227</sup>

Die politisch-humanistischen Fächer waren nicht auf die Praxis orientiert. Unabhängig von späteren Berufszielen – für die meisten hiess dies Beamter oder Pfarrer – studierten alle die gleichen Inhalte. An der philosophischen Fakultät wurde eine sehr allgemein gehaltene humanistische und formelle Bildung vermittelt. Logik und Rhetorik waren die zwei wichtigsten Fächer. Die Studenten wurden in den antiken Referenzrahmen eingeweiht, lernten alles über Moral und Tugend anhand historischer Exempel und übten gleichzeitig die Kunst zu argumentieren und Latein zu schreiben und sprechen. Erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts lernten auch in Schweden die zukünftigen Staatsdiener zum Schluss noch etwas Jurisprudenz und damit etwas Laufbahnbezogenes.<sup>228</sup>

Humanistische Studien, d.h. Latein und Griechisch, dominierten den gesamten Bildungsgang. Das Ziel der Schulordnungen der Grossmachtzeit war die vollständige Beherrschung der antiken Sprachen und ihrer Gedankenwelt. Die antiken Autoren wurden jahrelang studiert und machten noch bis ins 18. Jahrhundert das Hauptgewicht jeder höheren Ausbildung aus, ergänzt durch modernere Autoren. Alle Studenten mussten regelmässig lateinische Reden und Dispute halten. Es ging dabei hauptsächlich um die vollendete Form; inhaltlich waren die Produktionen meist gänzlich unoriginelle Komilationen ohne jede wissenschaftliche Relevanz, beispielsweise eine „Lobrede auf Aurora“. Die Mittelschüler lernten aber auch schwedische Verse und Prosa zu schreiben, was für das Verfassen von Predigten und zur Bewältigung administrativer Aufgaben wichtig war.<sup>229</sup>

226 Lindroth 1975:61-65.

227 Als „Dreieinigkeit, die der gelehrten Kultur der Grossmachtzeit ihren Inhalt verlieh“ bezeichnet sie Lindroth 1975:13 (übers. SM).

228 Lindberg 1980a:19.

229 Vgl. Gyllenius 1663:314: „jagh begynte och j Jesu nampn proponera oratorium Liga-

Die stete Beschäftigung mit den antiken Autoren veränderte mit der Zeit das Weltbild der geistigen Elite nachhaltig. Der Humanismus wurde ein wichtiger Anstoss zur beginnenden Säkularisierung. Der Mensch der antiken Quellentexte verfügt über eigene Kraft und Tugend, und die göttliche Einflussnahme auf das Geschehen spielt im Vergleich zum christlichen Kanon eine unbedeutende Rolle. Luther selber verurteilte das humanistische Menschenbild denn auch aufs Entschiedenste: Der Mensch sei ohne Gott nichts, und er sei nach dem Sündenfall unfähig, aus eigener Kraft sein Seelenheil zu erlangen. Die aus dem Antikenstudium entstehenden weltanschaulichen Spannungen wurden aufgehoben, indem betont wurde, dass die Theologie den Menschen vor Gott behandle, während die Antike den Menschen in der Gesellschaft thematisierte – und die beiden Sichtweisen dürften zu unterschiedlichen Auffassungen führen. Doch die offensichtlichen Gegensätze liessen sich mit dieser Argumentation nicht aus den Köpfen der Gebildeten entfernen.

Gerade der Adel hatte eine grosse Affinität zu den klassischen Autoren, die Sachliteratur über viele für ihn zunehmend relevante Gebiete verfasst hatten, sei es über Philosophie oder über Kriegskunst, Geschichte und Staatskunde, über Landwirtschaft und Landleben. Unter Christina und auch den karolinischen Höfen stieg die Antikenschwärmerei ins Grenzenlose, sowohl an den Universitäten als auch in der Sozietät. Ihren wohl dauerhaftesten Ausdruck fand sie in der Baukunst, doch sie beseelte auch zahllose ephemerere Vergnügen wie Ballette, Maskeraden, Opern und Theaterstücke.

Die Lateinfertigkeiten der Bildungselite erreichten um 1700 ihren Höhepunkt. Die Epoche brachte virtuose Lateiner und Oratoren hervor, gewissermassen die Spätlese der jahrhundertelangen Bildungspolitik, deren zentraler Bildungsinhalt das Latein war. Nach wie vor wurde an den Lateinschulen und Gymnasien die humanistische Lateinpädagogik gepflegt. Die ersten vier Klassen lernten 28 Stunden pro Woche Latein, später kam Griechisch dazu. Die Schüler lernten das Lesen und Schreiben gleichzeitig in ihrer Muttersprache und in Latein, verfeinerten später aber ihre schriftlichen Fähigkeiten fast nur noch in den Fremdsprachen. Schreiben und Latein wuchsen so in den mentalen Abläufen immer mehr zusammen. Die häufig zu beobachtenden lateinischen Einsprengsel in muttersprachlichen Texten der Epoche zeugen davon, dass Latein für die schriftliche Kommunikation das gewohntere Medium war. In der Schreibsituation kamen lateinische Begriffe den Schreibenden früher in den Sinn als die entsprechenden muttersprachlichen. Oft war die Suche nach adäquaten schwedischen Begriffen tatsächlich sehr schwierig, da das Schwedische wie die meisten Volkssprachen noch grosse terminologische Lücken aufwies und der Lernstoff bereits in lateinischer Terminologie erworben worden war. Die vom Schüler jahrelang eingübten mentalen Fähigkeiten wurden auf diese Weise grundlegend mit dem Latein verknüpft.

Jede Klasse war nach ihrem Hauptlehrstoff benannt: alphabetica, etymologica, syntactica, graeca, rhetorica, logica, theologica. Die Schüler verliessen die letzte Klasse des Gymnasiums mit Kenntnissen in Latein, Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Mathematik, Physik, Geschichte und eventuell in Griechisch und sogar Hebräisch. Während der

---

tam in Quarta Classe, och iagh lass för them Virgilium, jagh lärde them skriffva Carmina och Rythmos, tam Latinos quam Sueticos [...].

ganzen Schulzeit wurde zudem die Musik, vor allem der Chorgesang, gepflegt. Diese Ausbildung ist sichtlich auf die Bedürfnisse zukünftiger Pfarrer ausgerichtet, wenn auch eigentliche theologische Kenntnisse eine verschwindend kleine Rolle gespielt haben.<sup>230</sup>

Die relativ wenigen Mittelschüler, die an die Universitäten weiterzogen, fanden dort nicht wesentlich andere Verhältnisse vor. Uppsala beispielsweise war nicht theologie-dominiert, wie oft behauptet wird – eher das Gegenteil war der Fall. Der Unterricht war ebenso wenig auf die Bedürfnisse der werdenden Theologen wie auf die anderer Berufssparten ausgerichtet. Alle Studenten beackerten die gleichen Wissensfelder und mussten zwingend nebenbei Theologievorlesungen besuchen. Ungeachtet der Berufsziele hatten alle zuerst den philosophischen Magistergrad abzulegen, und lediglich die Ärzte und Juristen studierten danach noch etwas Fachliches dazu. Für die Pfarrer waren u.a. Logik, Mathematik und Astronomie gleich wichtige Prüfungsfächer wie Luthers Lehre. Mit dieser Praxis war die Priesterschaft bald unzufrieden, denn so traten Pfarrer den Heimweg von der Universität an, die nur wenig mehr Ahnung von Theologie hatten als die jungen Männer, die nur die Provinzgymnasien besucht hatten.<sup>231</sup>

Die Universitäten waren keine Forschungs- und erst recht keine hochspezialisierten Berufsausbildungszentren, wie sie es heute, außer in den geisteswissenschaftlichen Kerndisziplinen, geworden sind. Sie dienten als Brutstätten für den Priester-, Lehrer- und Beamtennachwuchs, dem sie hauptsächlich gesellschaftsstabilisierende Grundsätze vermittelten. Als Bollwerke der bestehenden Ordnung in Kirche und Staat wehrten sie – wie im übrigen Europa – beunruhigende Gedankenströme noch lange erfolgreich ab. Umwälzende Gedankenerneuerungen vollzogen sich zuerst in freien Institutionen. Originalität und Individualität waren weder in der universitären Lehre noch in den akademischen Texten gefragt. Die wissenschaftlichen Abhandlungen der Studenten waren während Jahrhunderten reine Resümes und Kompilationen, die längst bekanntes Wissen neu ordneten. Doch auch bei den Professoren gehörte Forschung nicht zu den vorgeschriebenen Aufgaben. Dass sie trotzdem häufig forschten und publizierten, ist Ausdruck ihres persönlichen Engagements. Grundsätzlich konnten Professoren sich mit der Lehre begnügen. Ihre Arbeit verlieh ihnen zudem keinen hohen sozialen Status. Noch bis 1705 bekamen sie nicht einmal einen offiziellen Rang zugeordnet, für den Fall, dass in der äußerst hierarisch orientierten Gesellschaft Rangfolgenprobleme auftauchen sollten. Danach waren sie gleichrangig wie ein Kapitän oder Assessor – eine eher bescheidene Position. Für ein einträgliches Pastorat oder einen Dienst in der Verwaltung verliessen deshalb die meisten Professoren ihr Katheder gerne.<sup>232</sup>

Die Lehrinhalte, aber auch die erkenntnistheoretischen Grundlagen und die daraus entwickelten pädagogischen Methoden erfuhren im Lauf des Jahrhunderts mehrmals Veränderungen. Bis um 1630 vertraten die uppsaliensischen Lehrstühle den Ramismus, der nach der Reformation die mittelalterliche Scholastik abgelöst hatte.

---

230 Vgl. Ambjörnsson 1980:151, Lindroth 1975:65 und 179-197, Ong 1987.

231 Lindroth 1975:46.

232 Lindroth 1975:72-74.

Die scholastische Methode ging systematisch-deduzierend vor und bestand in der präzisen Ausarbeitung der Frage (*quaestio*) und der Begriffsabgrenzung (*distinctio*), nach denen die logische Argumentation und die Erörterung der Gründe und Gegenargumente in einer *disputatio* dargelegt wurden, welche strengen formalen Vorgaben genügen musste. Diese Praxis bestimmte bis in die neuere Zeit den universitären Alltag und wirkt selbst in heutigen akademischen Usanzen nach, etwa in der Disputation anlässlich der Doktorprüfung, wie sie in Schweden noch üblich ist. Die späte Scholastik (13.-15. Jh.) integrierte Aristoteles' philosophisches System in die christliche Philosophie und Theologie.

Als Reaktion auf dieses katholische Gedankenerbe trat im 16. Jahrhundert der Ramismus in den protestantischen Ländern, allen voran in Deutschland und England, an die Stelle der Scholastik. Es handelte sich bei dieser Wissenschaftsreform um ein dem Humanismus nahestehendes praktisch-pädagogisches Programm, das bis in den Schulunterricht hinunter wirksam wurde. Der französische Philosoph Petrus Ramus (eigtl. Pierre de la Ramée, 1515-1572) wandte sich gegen die mechanische und autoritätsgläubige Weise, in der die Lateinschüler die aristotelische Schullogik erwerben mussten, ohne sie wirklich begreifen zu können. Dieser unrealistischen Kunstlogik wollte er eine „natürliche“ Logik entgegensetzen, die der menschlichen Denkweise tatsächlich entsprach. Seine praxisorientierte Methode erklärte logische Sachverhalte anhand von Beispielen aus der Bibel und aus der klassischen Literatur, vor allem Cicero. Die von Ramus vertretene Argumentationskunst basierte vor allem auf Sokrates' pädagogischem Prinzip (*sokratische Ironie* oder auch *Mäeutik* („Hebammenkunst“) genannt), demzufolge sich der Lehrer im dialogischen Unterricht unwissend stellen und den Schüler durch zielgerichtetes Fragen den Gegenstand selber entwickeln lassen sollte.

Die ramistische Logik und sein pädagogisches Programm waren schülergerecht und modern, doch die aristotelische Scholastik war intellektueller und leistungsfähiger, besonders seit sie im barocken Spanien zu erneuter Blüte gelangt war. Da die neuaristotelische Scholastik ein Erzeugnis der Gegenreformation war und aus jesuitischen Kreisen stammte, stiess sie in den protestantischen Ländern zunächst auf erbitterte Ablehnung. In Deutschland wurde sie jedoch bald von den Reformatoren aufgenommen; der Ramismus wurde sogar verboten. In Schweden dagegen wurde der Ramismus von Staatsseite noch lange entschieden protegiert, nicht zuletzt auch wegen seiner Propagierung einer nutzenorientierten und zeitsparenden Ausbildung. Es kam zu hitzigen Meinungskämpfen an der Universität, wo immer mehr Professoren zur Neuaristotelik übergingen. Der Streit war neben pädagogischen und konfessionellen Aspekten auch ein Kampf der Theologen um die Grundsatzfrage, ob die Theologie sich heidnischer Philosophie bedienen solle und dürfe, obwohl ihnen das Christentum weit überlegen sei. Um 1640 hatten die Ramisten den Kampf auch in Schweden verloren.<sup>233</sup>

---

233 Der schnelle Gesinnungswechsel der orthodoxen Lutheraner hatte theologische Gründe. Ramus war Calvinist und dissentierte in vielen Punkten in einem für sie bedrohlichen Ausmass von ihren Doktrinen. Ein aus unserer Sicht besonders interessanter Streitpunkt ist, dass Ramus den Unterricht an den Schulen in der Muttersprache halten wollte – diese radikale Forderung mit unabsehbaren Folgen für die geistige Elite wur-

Die seit Jahrhunderten geltende aristotelische Naturlehre (*Physica*) in scholastischer Ausprägung arbeitete mit wenigen Grundbegriffen, die den Grund aller Phänomene erklären sollten. Ihr Interesse galt weniger der Erforschung und Beschreibung der materiellen Natur, wie sie für die modernen Naturwissenschaften kennzeichnend sein würde, als vielmehr letztlich philosophisch-theologischen Fragen. Davon zeugt der Begriffsapparat: *Allgültige Prinzipien*, *Form* und *Materie*, *Ursache* und *Wirkung*, *Potenz* und *Akt* waren zentrale Begriffe und verdeutlichen den Dualismus, auf dem das Denksystem basiert. Der „unbewegte Bewege“ – als christlicher Gott interpretiert – hat die Welt inszeniert und ihre Ordnung geschaffen, in die er jederzeit eingreifen kann. Die gesamte Schöpfung dient letztlich dazu, Gott zu ehren. Direkt hinter dem Schöpfer steht der Mensch, dem die ganze Natur und Welt dienen soll. *Himmel* und *Erde*, *Gott* und *Mensch* – um duale Begriffspaare rankt sich das Denken. Auch das zentrale Konzept der Bewegung kennt zwei Ausformungen: Auf der Erde verläuft Bewegung nur *vertikal*, im Himmel hingegen *zirkatisch*. Das aristotelische Weltbild ist geozentrisch, in einem auf unser Sonnensystem und eine Fixsternensphäre begrenzten Universum rotieren alle Himmelskörper um die Erde. Die Naturlehre enthält außerdem sehr elementare chemische Begriffe wie *Verfaulen*, *Substanzenkreislauf* usw.

Dieses antik-mittelalterliche Weltbild wurde in progressiven Gelehrtenkreisen abgelöst, u.a. durch Descartes Lehre über das Universum (*Principia philosophiae*, gedruckt 1644), die die Entdeckungen von Kopernikus, Bruno und Galilei aufnahm und verfeinerte. Ab 1660 erbebte auch die Universität Uppsala unter dem Auftritt der cartesianischen Philosophie, die das aristotelische Weltbild widerlegte. In ihrem Gefolge begann die Einführung der neuen, empirischen Naturwissenschaften, die im 17. und 18. Jahrhundert zu grundlegenden Entdeckungen und Theoriebildungen führten und zu unzähligen technischen Neuerungen anregten. Die revolutionäre Lehre vom Universum ohne Grenzen, ohne Zentrum und von der völlig veränderten Stellung der Erde als Planet, der sich um die Sonne bewegt, war vor allem wegen ihrer Widersprüche zu Aussagen in der Bibel umstritten. Erbittert reagierten die Theologen auf Descartes' Ansicht, die Bibel sei zwar in Glaubenssachen wahr, doch in naturwissenschaftlichen Dingen für den Verstand des „gemeinen Mannes“ formuliert und damit nicht buchstäblich zu verstehen. Revolutionär waren auch die neuen Erkenntnisse über die wirksamen Kräfte (Rotation und Gravitation). Wo die Aristoteliker von einer inneren Kraft oder einem Willen sprachen, der die Körper in Bewegung hält, ohne dass eine äussere Kraft einen Anstoss zur Bewegung gibt, hielten sie die Sinneswahrnehmung für wahr, dass alles ruht und jede Bewegung zugeführt wird. Descartes' mechanistische Erklärung kehrte alles um, bezichtigte die von allen geteilte Erfahrung als Täuschung und beschränkte Gottes Einwirkung

---

de von den evangelischen Kirchen ebenfalls unter Berufung auf theologische Gründe abgewehrt. Die reformierten Theologen waren in unzählige solche Streitfragen verwickelt, welche in Schweden zuletzt fast ganz in eine harte lutherische Orthodoxie mündeten. Abweichende oder auch nur tolerante Meinungen wurden nicht geduldet. Für die Debatten kam ihnen die Renaissance der aristotelischen Philosophie mit ihrer scharfen logisch-scholastischen Methode um 1600 genau zur rechten Zeit. Zu den Entwicklungen an den schwedischen Universitäten s. Lindroth 1975:95 u. 128-140. Zu Ramus' Reformprogramm vgl. Steinfeld 1986:30-63.

auf die Welt auf ein initiales Inbewegungsetzen der Materie. Seine Welt ist kein Organismus mehr, sondern ein mechanisches Werk. Und die Schöpfung ist in diesem Weltbild weder dazu erschaffen, einen Zweck zu erfüllen, noch um ihren Schöpfer zu preisen, wie die Anhänger naturnostischer Frömmigkeit seit jeher betonten. Über zwei Jahrzehnte erstreckten sich die Debatten über die Zulässigkeit der neuen Lehre. Einmal mehr entzündeten sich die Streitereien weniger an (natur-)wissenschaftlichen Aspekten als an konfessionellen und theologischen Meinungsverschiedenheiten. In kirchlichen Kreisen wehrte man sich am längsten für das aristotelische Gedanken- und Lehrgebäude. Erst um 1680 hatten sich die Cartesianer an der Universität Uppsala vollständig durchgesetzt.<sup>234</sup>

In Holland, dem konfessionell und bildungspolitisch liberalsten Staat Europas, kam es schon 1672 zu einer Gegenreaktion, die die kirchlichen Kreise stärkte und die Erneuerung der Wissenschaften abbremste. Sie übertrug sich auf andere Länder; der Aufstand des geistlichen Standes am schwedischen Reichstag 1686 ist ein später Ausläufer dieser retardierenden Geschehnisse.<sup>235</sup> Zu Beginn langer und teils tumultuarischer Debatten übergaben die Priester, angeführt vom Theologieprofessor Henrik Schütz, Karl XI. eine Supplik, er möge alle neuen Lehren, d.h. die neuen Naturwissenschaften und vor allem Descartes' Philosophie, an sämtlichen Unterrichtsstätten verbieten. Mittels Zensur und der Ermächtigung der theologischen Fakultät zur Kontrolle der Lehrinhalte sollten die früheren Verhältnisse wieder eingeführt werden. Aufgefordert zur Stellungnahme erörterten alle anderen Fakultäten die Bedeutung der wissenschaftlichen Erneuerung und der Trennung der Theologie von Philosophie und Naturwissenschaften. Nach jahrelanger Kommissionsarbeit aller Interessengruppen setzten sich die konservativen Theologen aber an höchster Stelle durch; 1689 unterzeichnete Karl XI. de facto das Verbot des Cartesianismus. Das anachronistische Urteil konnte indessen nur wenige Jahre durchgesetzt werden.<sup>236</sup>

In der karolinischen Zeit veränderten sich hauptsächlich die technischen und naturwissenschaftlichen Disziplinen. Die anderen Fächer blieben ihrer gesellschaftserhaltenen Tradition noch auf Jahrzehnte hinaus verhaftet und kultivierten sie teils sogar in

234 Noch 1685 pries Haquin Spegels „Guds werk och hvila“ in 11'000 Versen Gottes Macht und seine Schöpfung. Parallel zu den offiziell geltenden Naturlehren gab es zudem immer eine alchemistische, mystische oder hermetische Naturphilosophie, deren eminenten Gestalten in Schweden Forsius und Bureus waren (Lindroth 1975:140-146). Auf die cartesianischen Lehren und ihre Aufnahme in Schweden kann hier nicht eingegangen werden; siehe dazu Lindborg 1980. Ein wichtiger Grund zur Ablehnung von Descartes' Lehre und auch anderer neuer wissenschaftlicher Ansätze war, dass ihr Urheber Calvinist oder auf eine andere Weise nicht lutherisch-rechtgläubig war. Obwohl nicht nur viele Studenten, sondern auch schwedische Lehrstuhlinhaber selber an calvinistischen Hochschulen in Holland studiert hatten, konnten die orthodoxen Theologen mit ihrer Gleichsetzung von Cartesianismus und Calvinismus die Meinungen entscheidend beeinflussen.

235 Von diesem Reichstag berichtet der hier untersuchte Quellentext von Olaus Bodinus (siehe Kapitel 5.8).

236 Vgl. Lindborg 1980:106-112.

einer noch nie gesehenen Orthodoxie; die deutlichsten Beispiele sind die götzistische Geschichtsschreibung, die lutherische Theologie und die Lateinkultur. Eine Übernahme des aufklärerischen Gedankenguts auch in diesen Fächern setzte erst in der Freiheitszeit ein, d.h. ab 1718. Mit dem Schlussstrich unter die Grossmachtzeit nach der Niederlage von Poltava musste als erstes der Götzismus einen schweren Schlag erleiden. Im Laufe des Jahrhunderts verloren denn auch die lutherische Lehre ihre Rigidität und die humanistische Rhetorikkultur ihre eminente Bedeutung. Die Universitäten orientierten sich nun mit dem Ausbau der ökonomischen und naturwissenschaftlichen Disziplinen verstärkt auf das expandierende Wirtschaftsleben.<sup>237</sup>

Die Gesellschafts- und Staatslehren waren seit der Mitte des 17. Jahrhunderts ebenfalls in einem grundlegenden Wandel. Wie in grossen Teilen Europas standen sich auch in Schweden zwei Konzeptionen gegenüber: Die theokratische und die naturrechtliche Gesellschaftsauffassung. In der Grossmachtzeit herrschte die Ideologie des Gottesstaates vor, einer Staatsform, deren weltliche und religiöse Instanzen deckungsgleich sind oder sich gegenseitig legitimieren. Wie die kontinentaleuropäischen Staaten wandelte sich auch Schwedens Ständemonarchie mehr und mehr zu einer antidebakalischen, absolutistischen Monarchie. Der Monarch erhielt seine Machtbefugnis von Gottes Gnaden und auch die staatliche und gesellschaftliche Realität entsprach Gottes Willen, selbst wenn vieles daran aus menschlicher Perspektive unverständlich wirken möchte. Zur Rechtfertigung der Machtverteilung beriefen sich die lutherischen Theologen neben der Bibel auf die aristotelische Auffassung, die Gesellschaftsordnungen seien von der Natur gegeben, die gänzlich von Über- und Unterordnung geprägt sei. Gesellschaftsstabilisierend wirkten einerseits die präventiv mentalitätssteuernde Dreistandeslehre mit ihren Auslegern bis in die Familienstruktur (wie sie die Haustafel illustriert), und anderseits die Jurisprudenz mit äusserst repressiven Straftheorien. Sogar archaische Strafpraxen und –masse aus dem Alten Testament wurden wieder in die Gesetzgebung aufgenommen; besser lässt sich die Verzahnung von ursprünglich kirchlicher Lehre und staatlich-(monarchistischen) Interessen kaum veranschaulichen. Die karolinische Epoche bedeutete den Höhepunkt der absolutistischen Staatsform. Die Stände waren ausgeschaltet, die Könige lenkten die Politik während langer Jahre eigenmächtig, hauptsächlich in Zusammenarbeit mit konservativen Theologen und Machtstrategen, die die Vorteile der Theokratie für politische Ziele zu nutzen wussten. Das intellektuelle und moralische Klima wurde zunehmend repressiv.<sup>238</sup>

Die ursprünglich kirchliche Dreistandeslehre war keine den modernen Entwicklungen angepasste Staatslehre. Sie handelte nicht eigentlich vom Staat und musste für konkrete

237 Lindberg 1980a:25.

238 Es wurde weiter oben bereits auf den Zusammenhang von Absolutismus, Reduktion, Orthodoxie und auf ihre Mentalitätswirksamkeit hingewiesen, die sich in der plötzlichen Zunahme von Hexenprozessen wohl am drastischsten manifestierte. Lindberg betont allerdings, dass die eifrigsten Theokraten nicht aus den Reihen der Kirche kamen, sondern aus Regierungskreisen, die das Machtpotential dieser Staatsidee ausschöpften. In ihrer Interpretation verlor die Idee vom Gottesstaat ihren ursprünglich spirituellen Gehalt. Vgl. Lindberg 1980b:113-119.

politische und juridische Fragen umgedeutet werden. Das bereits seit Ende des 17. Jahrhunderts in akademischen Kreisen vorherrschende Naturrecht entsprach den wachsenden innen- und aussenpolitischen Anforderungen, ohne mit den „Vorteilen“ der Dreistandstheorie, etwa der Notwendigkeit von Hierarchien und der göttlichen Sanktion, zu brechen. Schon ab 1655 wurden in Uppsala über diese staatsphilosophische Neuerung regelmässig Vorlesungen gehalten, und ab 1668 hatte der Deutsche Samuel Pufendorf, international eine der grössten Kapazitäten des Natur- und Völkerrechts, einen Lehrstuhl an der neugegründeten Universität Lund.<sup>239</sup> In Pufendorfs Variante des Naturrechts standen – im Gegensatz zu den radikaleren Konzeptionen in England und Frankreich – nicht die Ideen über Freiheit, Gleichheit und Rechte im Fokus, sondern dass der Staat beschrieben und legitimiert wurde. Das Naturrecht an Schwedens Universitäten handelte vom Staat als Machtinstrument und Wohlfahrtseinrichtung und fand vergleichsmässig früh Einlass, weil es für die Ausbildung von Beamten und Diplomaten wichtig war. In den inneruniversitären Kämpfen fochten die Anhänger des Cartesianismus in der Regel auch für das Naturrecht.<sup>240</sup>

Im naturrechtlichen Ideenkomplex beruht die Machtbefugnis der Herrschenden auf einem stillschweigenden Einverständnis der Untergebenen; das Volk überlässt dem Staat die Macht in Form eines kündbaren Vertrags. Die Macht stammt nicht von Gott, sondern von den Individuen – eine Folge eines Naturverständnisses, in der alle Menschen ursprünglich gleichberechtigt und autonom waren und lediglich die Bestimmungsgewalt auf einzelne übertragen hatten, um übergeordnete Interessen wie Verteidigung und Justiz garantieren zu können. Die Unterordnung in eine staatliche Gemeinschaft ist zwar grundsätzlich Gottes Wille, doch die Macht(-vergabe) liegt beim Menschen. Das an den Universitäten so vermittelte Naturrecht war für den theokratischen Absolutismus in vielen Bereichen eine Bedrohung und wurde von der Regierung censiert. Ab 1690 mussten die schwedischen Universitäten eine abgefertigte, offizielle Variante lehren, laut der die Staatsmacht doch göttlichen Ursprungs war und die aristotelische Meinung einer naturgegebenen sozialen Über- und Unterordnung wieder anstelle der neuen Ideen von ursprünglich egalitären Gesellschaften trat. Von der Freiheitszeit an (1719-1772) herrschte die naturrechtliche Ideologie auch in nichtakademischen Kreisen vor.

#### **4.4 Sonderausbildungideal des Adels**

Nicht allen Studenten konnte die Universität den Lehrplan vorschreiben. Die Adeligen wählten die Fächer nach freiem Ermessen und verliessen die Universitäten in der Regel nach einem oder zwei Semestern wieder, da sie nicht auf einen akademischen Abschluss zielten. Sie besuchten auch nicht die öffentlichen Vorlesungen, sondern bezogen ihren Unterricht in exklusivem, privatem Kreis entweder von den Professoren selber oder über die Vermittlung durch den persönlichen Präzeptor. Als werdende Offiziere, Staatsmänner und Diplomaten brauchten sie eine moderne Ausbildung, die weit über das offizielle

---

239 Lindroth 1975:13-14.

240 Lindberg 1980b:131 u. 125.

Angebot der Universitäten hinausreichte: Kenntnisse über die neueste Technik (Fortifikation, Ballistik, Pyrotechnik etc.), über Mathematik und Geometrie, moderne Sprachen, Jurisprudenz usw. In erster Linie studierten sie daher Politik, Rechtsgeschichte, Geschichte, lateinische Rhetorik sowie Mathematik. Viele der akademiefremden Spezialdisziplinen deckten die Professoren in Privatkollegien ab, die für Adelige reserviert waren.<sup>241</sup> Schon früh wurden für sie zudem Lehrer für moderne Sprachen aus dem Ausland engagiert. Ab 1637 bot Uppsala einen Französischlektor und zeitweise auch Italienisch- und Spanischunterricht an. Zur Ausbildung gehörten auch „ritterliche Exercitien“; ab 1638 gab es einen Tanz- und Fechtlehrer, und ab 1664 errichtete man für sportliche Disziplinen ein spezielles Exerzitienhaus, wo Fertigkeiten im Reiten, Tanzen und Fechten eingeübt werden konnten. Der Skytteanische Lehrstuhl (für Rhetorik und Politik) war eigens auf die Adelsstudenten ausgerichtet. Die Jungen standen unter der persönlichen Aufsicht des Lehrstuhlinhabers und erhielten in seinem Heim ergänzenden Unterricht.<sup>242</sup> Zumindest in der ersten Jahrhunderthälfte forderten die Ausbildungspläne den Knaben eiserne Disziplin ab. Die überlieferten Tagesprogramme der Zöglinge verdeutlichen, wie weit die damalige Konzeption von Kindheit und Jugend von der heutigen entfernt war.

Der uppsaliensische Arbeitstag des zehnjährigen Magnus de la Gardie dauerte von vier Uhr morgens bis elf Uhr abends, falls denn die Tagesordnung laut Plan erfüllt wurde. Er sah viele Disziplinen vor: Bibellektüre, Redeübungen, Philosophierepetition, Einführung in die Rhetorik, Logik und Physik, dann drei Stunden Geschichte oder lateinische Schreibübungen im Wechsel, nochmals eine Stunde Repetition einzelner Disziplinen, gefolgt von einer Stunde Tanzübung. Damit war erst die mittägliche Essenspause verdient. Der Nachmittag brachte eine Stunde Lautenunterricht, eine Fechtlektion, weitere zwei Stunden philologische oder historische Studien und eine Stunde moderne Sprachen. Nach dem Abendessen erneut eine Stunde Lautenspiel, und zum Abschluss des Tages zwei Stunden „extraordinarie läsning“.<sup>243</sup> Selbst wenn dieses Programm kaum über längere Zeit minutiös befolgt werden konnte, macht es klar, dass von den Knaben sehr viel gefordert wurde.

Die Sonderbehandlung der Adeligen mittels Privatkollegien und freier Fächerwahl erinnerte die gewöhnlichen Studenten, aber auch die Akademiker, ständig an ihren geringen sozialen Rang. Dass die Adelssöhne andererseits überhaupt an die Universitä-

241 Lindroth 1975:42-44 u. 58. Ein Panorama über die Wissensgebiete, in denen sich Adelsmänner auskennen sollten, war das von Åke Classon Rålamb verfasste Werk "Adelig öfning" (1690-95), eine in Faszikeln erschienene Einführung in so unterschiedliche Gebiete wie Arithmetik, Schiffbau, Fortifikation, Geographie, Astronomie, Goldschmiedekunst, Thacheographie (eine Anleitung zum Schnellschreiben), Währungs-, Zins- und Weggeldberechnungen, Gartenbau, Kochrezepten usw. Von den ursprünglich geplanten mehr als zwanzig Teilen erschienen nur sechs (insg. ca. 880 Seiten), die jedoch in überarbeiteten Auflagen und Auszügen bis ins 19. Jahrhundert nachgedruckt wurden. Vgl. Lindberg 1980b:144-145 und Collijn 1942-46:809-811.

242 An diesen Lehrstuhl war auch ein Pensionat geknüpft, wo adelige Studenten wohnten und betreut wurden. Lindroth 1975:179-197.

243 Vgl. Åslund 1992:2-28.

ten gingen und sich dort mit Studenten aller Schichten mischten, ist aussergewöhnlich, denn der Adel schirmte seine Kinder sonst von denen anderer Stände ab. Die Elementarausbildung wurde daher in die Hände von Präzeptoren gelegt, welche die Kinder zu Hause unterwiesen. Im übrigen Europa erfolgte auch der anschliessende Unterricht nur privat oder in speziellen Ritterakademien, die es seit dem Ende des 16. Jahrhunderts gab. Vor allem in Deutschland setzten sich ab 1648 diese speziell auf die neuen Ausbildungsbedürfnisse des Adels zugeschnittenen Eliteschulen durch; von diesem Zeitpunkt an besuchten nur noch die Söhne der niederen Stände die Universitäten.<sup>244</sup> Seit 1623 gab es auch in Dänemark Ritterakademien, in die auch schwedische Knaben geschickt wurden. In Schweden dagegen war die Einführung einer Adelsakademie nach kurzer Zeit gescheitert; ab 1630 immatrikulierten sich deshalb immer mehr Adelssöhne in Uppsala. Ein grosser Förderer dieser Entwicklung war Reichskanzler Axel Oxenstierna, der als einer der ersten seine eigenen Söhne dorthin sandte und in seiner Bildungspolitik viel daran setzte, den akademischen Unterricht für den Adelsstand attraktiver zu gestalten und das Ansehen der Universität zu fördern. Mit Erfolg: Uppsalas Universität wurde zur üblichen Ausbildungsstation der jungen Adeligen, die oft bereits als Zehnjährige in Begleitung ihres eigenen Informators kamen. Vor ihrem Intermezzo an der Universität hatten die Knaben bereits seit 4-5 Jahren intensiven Unterricht durch Informatoren hinter sich, welche oft rund um die Uhr mit ihnen zusammenlebten und ihre Ausbildung systematisch vorantrieben; nach ein bis zwei Semestern an der Universität begleiteten sie ihre Zöglinge meist auch noch auf der abschliessenden „grand tour“.<sup>245</sup> Das Standesbewusstsein dieser Studentenschar war gross, und die weltliche Rangordnung blieb auch in der Akademie in Kraft. Die Professoren mussten selbst bei akademischen Prozessionen hinter ihren adeligen Zöglingen gehen!<sup>246</sup>

Dass der Adel sich bildungsmässig während des ganzen Jahrhunderts nicht segregieren konnte, kann als Zeichen dafür gelten, dass seine Stellung verglichen mit anderen Ländern nicht sehr stark war. Es gab zahlenmässig wenig Erbadel, um das im Gesetz verankerte Vorrecht auf hohe Posten unangefochten halten zu können. Jede neue Generation stand stärker unter dem Druck einer guten Ausbildung, weil für wichtige Posten oft keine geeigneten adligen Kandidaten da waren, und gleichzeitig immer mehr kompetente Nichtadelige bereitstanden. Viele dieser Aufsteiger wurden später aufgrund ihrer beruflichen Verdienste und folglich ihrer eigenen Universitätsstudien geadelt.<sup>247</sup> Als Neugeadelt hatten sie wenig Gründe, ihre Söhne nicht wieder in die gleiche Lehre zu schicken.

---

244 Bernheiden 1988:222ff.

245 So sah zumindest das Curriculum der beiden Neffen von Johan Rosenhane aus. Hansson 1993:18.

246 Lindberg 1980a:17-18, Lindroth 1975:41-43.

247 Wie bereits weiter vorne gesagt wurde, kamen allein zwischen 1650 und 1680 595 Familien auf diese Weise zu einem Adelsbrief. Ambjörnsson 1980:137.

#### 4.5 Möglichkeiten und Normen bei den Mädchen

Die Schilderung dieser Ausbildungsgänge nimmt unangemessen viel Platz ein, wenn man bedenkt, wie wenigen Menschen sie wirklich offen standen. Die Art und Verfügbarkeit der Ausbildung waren stark vom sozialen Stand abhängig. Zwar lernte fast die gesamte Bevölkerung mehr oder weniger gut lesen, weil dies Voraussetzung für gewisse Rechte, etwa zur Heirat, war.<sup>248</sup> Im Bauernstand jedoch, dem über 90 % der Bevölkerung angehörte, lernten nur sehr wenige auch schreiben – und fast ausschliesslich Männer. Wie wir bereits gesehen haben, standen auch begabten Bauernjungen einige Ausbildungswege offen, und selbst Knaben aus sehr armen Verhältnissen konnten mit etwas Glück zur Schule gehen und bei entsprechender Begabung Förderer finden. Die allermeisten Mädchen hatten hingegen keinen Zugang zu institutionalisierter Bildung, obwohl Mädchen in die niedrigsten Schultypen ebenfalls aufgenommen wurden. Doch solche öffentlichen Schulen gab es nur in grösseren Orten und Städten. Viele Schüler mussten daher während des Semesters gegen Bezahlung am Schulort in Pension gegeben werden und belasteten die Eltern doppelt, weil sie gleichzeitig als Arbeitskräfte ausfielen. Die Ressourcen wurden deshalb auf einzelne Knaben konzentriert.

Das Kriterium der Standeszugehörigkeit, der Stufe in der Gesellschaftshierarchie, beeinflusste damals alle Lebensbereiche in einem Ausmass, das heutigen Mitteleuropäern fremd ist. Die Standeshierarchie regelte für alle Menschen gleichermaßen verbindlich Rechte und Pflichten und schützte die besonderen Standesprivilegien. Über den Katechesenunterricht wurde die Ideologie der gottgewollten Standesordnung in jede noch so entlegene Kate getragen und von den Menschen so verinnerlicht, dass sie per Analogie auf verschiedenste Verhältnisse übertragen wurden. Oft muten die Vergleiche heute eher überraschend an, etwa wenn die weltliche Standesordnung ausgerechnet auf die Engelscharen transferiert wurde. Eine naheliegendere und von Kirche und Staat bewusst angelegte Analogie lag im hierarchischen Bild des Haushaltes, mit dem Familienvorstand (Hausvater) an der Spitze, gefolgt von Frau, Dienstboten und Kindern. Ein Mann konnte gleichzeitig in mehreren Hierarchien durchaus unterschiedlich mit Macht ausgestattet sein; verheiratete und ledige Frauen und Kinder waren – innerhalb des eigenen Standes – in untergebenen Positionen. Die Konzeption der Stände sagte nicht nur etwas über die zugeteilte Autorität aus, sondern auch etwas über den effektiven Wert; Menschen auf niederer Stufe waren auch weniger wert.<sup>249</sup> Das kirchliche Modell der Dreiständegesellschaft (Volk, Klerus, Adel) erfuhr gegen das Ende des 17. Jahrhunderts eine allgemein akzeptierte Ausweitung auf vier Stände (Bauern, Bürger, Klerus, Adel). Die Ideologie einer statischen Ständegesellschaft als Garant für eine stabile Ordnung diente vor allem dem Adel als Schutzschild gegen Emporkömmlinge und gegen Autoritätsbeschneidung durch die Krone der Gesellschaft, den Monarchen.<sup>250</sup>

248 Konkret mussten die Heiratswilligen den Katechismus lesen können. Vgl. Taussi Sjöberg 1996:142.

249 Vgl. Stadin 1993b:178ff.

250 Vgl. Englund 1989.

Nicht nur die Geschlechtszugehörigkeit, sondern auch der soziale Stand und seine Rollenideale bestimmten den Zugang zum theoretischen Wissen.<sup>251</sup> Die allermeisten Frauen erhielten keine als schulisch zu bezeichnende Bildung – die weitaus meisten Männer ebenfalls nicht. Dennoch segregierten die Lehranstalten nicht prinzipiell zwischen den Schichten, dafür umso deutlicher zwischen den Geschlechtern. Beim Einsetzen des Lateinunterrichts, der sehr viel früher als heute begann, wurden die Mädchen ausgeschlossen. Die Mädchen lernten meist nur das Lesen der Muttersprache, seltener auch das Schreiben. Dieser erste Unterricht wurde oft privat von Frauen erteilt; wenn die Knaben später an die Lateinschule kamen, hatten viele bereits bei einer Schulmutter das Schreiben der Muttersprache gelernt.<sup>252</sup> Angesichts der oben besprochenen Priorität des Lateins gegenüber allen anderen Lehrinhalten ist es klar, dass ihre schulische Ausbildung die Mädchen von allem gesellschaftlich wirklich relevanten Wissen ausschloss. Bezeichnenderweise wird in der Sekundärliteratur oft vom „tabuisierten Latein“ gesprochen; und in der Tat enthalten manche autobiographischen Texte besonders gebildeter Frauen eigentliche apologetische Abschnitte, die erklären, wie es zu den ausserordentlichen Lateinkenntnissen kommen konnte, die den Grundstein zum Wissenserwerb in anderen Gebieten legten.<sup>253</sup> Fragen zur Mädchenausbildung müssen in noch engerer Verknüpfung mit den gesellschaftlich vorgegebenen Lebensmustern gestellt werden, denn im Gegensatz zu den Knaben ermöglichte eine gute Ausbildung den vom Erwerbsleben ausgeschlossenen Mädchen nicht, durch eigene Kraft eine andere gesellschaftliche Position zu erringen. Eine ausserordentliche Bildung konnte deshalb nicht als Aufstiegsbestreben oder als Basis für eine ökonomische Unabhängigkeit begründet werden, und wenn sie über das ständische und familiäre Aufgabenprofil hinausreichte, galt sie schnell als Verschwendug, wenn nicht gar als schädlich.<sup>254</sup>

Da Mädchenbildung nicht institutionalisiert erfolgte, kann kein den Gymnasialschulprogrammen vergleichbarer „weiblicher“ Lehrplan zitiert werden. Mädchenausbildung fand hauptsächlich ausserhalb der Schule statt, im Kreis der Familie oder der Nachbarschaft.<sup>255</sup> Die ersten Fertigkeiten im Lesen und Schreiben lernten die Mädchen wie auch die Knaben oft von der Mutter oder anderen Frauen des familiären Umfeldes, und wenn die Brüder dann einen Informator bekamen, durften die Schwestern in vielen

251 Die weiblichen Rollenideale von Bauern-, Bürger- Priester- und Adelsstand sind bei Stadin 1993 skizziert und detailliert ausgeführt in Stadin 1993b.

252 Steinfeld 1985:24-25.

253 Ein überaus illustratives Beispiel dafür ist die gefeierte schwedische Dichterin Sophia Elisabet Brenner (1659-1730). Ihre „Kurtze Lebensbeschreibung“ kreist von der ersten bis zur letzten Zeile um das tabuisierte Latein und die exponierte Stellung gebildeter Frauen. Vgl. Müller 2000:12-15.

254 Ein Standard- und Nachschlagewerk zur Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung mit internationaler Perspektive ist Kleinau / Opitz (Hgg.) 1996.

255 Ich vernachlässige hier die in grösseren Städten zu findenden Volksschulen, wo auch Mädchen aufgenommen wurden, weil nur die Ärmsten ihre Kinder überhaupt dorthin schickten. Die Volksschulen hatten bald einen schlechten Ruf und kamen über einen rudimentären Lese- und bestenfalls noch etwas Schreibunterricht nicht hinaus.

Fällen dabeisein. Der Privatunterricht war in gutgestellten Kreisen eine häufig genutzte Chance für Mädchen und Eltern, um diskret die eigenen Vorstellungen umzusetzen. Über den Umfang und die Inhalte dieser Art von Ausbildung geben allerdings keine Matrikelverzeichnisse und keine Lehrprogramme Auskunft; wir sind auf die Verallgemeinerung von einigen wenigen exemplarischen Zeugnissen angewiesen, wie sie in Privattexten vorkommen. Bezeichnenderweise besprechen Frauen mit herkömmlicher Bildung (das betrifft auch unsere Autorinnen) ihren nicht-religiösen Lehrplan nicht ausführlich; alle Gegenbeispiele sind Frauen, die in männliche Wissensdomänen eindringen und sich nachträglich legitimieren wollen.<sup>256</sup>

An dieser Stelle muss auf ein grundlegendes Problem hingewiesen werden, das nicht zu beheben ist und alle Disziplinen betrifft, die die historischen weiblichen Lebensbedingungen erforschen: Die Frauen sind in den demographischen Quellen bis in die neuere Zeit fast anonym. Auch in der Grossmachtzeit wurden in den Einwohner-, Kirchen-, Steuerregistern und sonstigen Verzeichnissen Frauen in der Regel nie namentlich genannt, sondern sie figurieren als ein Strichlein oder Kreuzlein in einer gesonderten Kolonne neben dem Namen des männlichen Familienvorstands in der Männerkolonne. Selbst wenn der betreffende Mann bereits seit langem verstorben war und seine Frau das Gut oder das Geschäft weiterführte, blieb sie ein Strichlein oder die „Witwe des XY“. Dies ist sogar in den Geburtsregistern der Fall, wo bei den Kindern – selbst bei ausserelichen – nur der Name des Vaters verzeichnet ist! Unauffällige Frauenlebensläufe zu verfolgen ist daher äusserst schwierig. Namentlich bekannt sind fast nur marginalisierte Frauen; oft weil sie armengenössig wurden, seltener weil sie wegen krimineller Vorkommnisse in Gerichtsprotokollen erschienen. Eine Ausnahme bilden hier einzig die höchsten Gesellschaftsschichten.<sup>257</sup> In deren Aufzeichnungen sind weibliche Biographien häufiger zu finden.

Doch vom Individuum zurück zum abstrahierten Rollenbild: Mit der Reformation verloren die Frauen die Möglichkeit, ein eheloses Leben im Kloster zu führen. Die Rolle als Gattin und Mutter wurde sozial verbindlich und als einzige wirklich erstrebenswert – vor allem besitzlose oder mit Gebrechen behaftete Frauen blieben unverheiratet und damit abhängig von Verwandten und Göntern. Mit zunehmendem Frauenüberschuss als Folge der Kriege traf dieses Schicksal aber immer mehr junge Frauen. Schon gegen 1640 kamen drei ledige Frauen auf einen ledigen Mann.<sup>258</sup> Sie zogen innerhalb der Familie von Haushalt zu Haushalt um auszuholen, wo sie gerade gebraucht wurden, und schauten einem ungewissen Alter entgegen. Es war üblich, als Dienstboten bedürftige Familienmitglieder anzustellen. Manche, aber nicht alle endeten

<sup>256</sup> Deutliche Beispiele sind Sophie Elisabet Brenner und Königin Christina, auch wenn das bürgerliche Mädchen und die designierte Monarchin nicht aus den gleichen Gründen in männliche Wissensdomänen vorstießen. Beide thematisieren aber in ihrem Lebensbericht (wie die meisten intellektuellen Männer ihrer Zeit) ihre nicht-religiöse Ausbildung ausführlich.

<sup>257</sup> Zur Anonymität der Frauen in öffentlichen Dokumenten s. Ulfsporre 1991.

<sup>258</sup> Stadin 1993b:184.

als „alte Jungfern“. Für viele Mädchen bedeuteten diese Jahre lediglich eine vorübergehende Lehrzeit, nach der sie heirateten und selber einen Haushalt führten.<sup>259</sup>

Frauen aller Schichten wurden in der Regel erst verheiratet, wenn sie die Kenntnisse besasssen, die zur Erfüllung ihrer zukünftigen Aufgaben nötig waren. Im 17. Jahrhundert waren deshalb Ehen mit sehr jungen Frauen eher ungewöhnlich. Die meisten Bräute waren über zwanzig Jahre alt und besasssen offensichtlich die Kenntnisse, um ihre Ehemänner interimistisch vertreten oder im Todesfall die Geschicke von Familie und Besitz regeln zu können, denn oft schon kurze Zeit nach der Heirat traten sie als Witwen namentlich mit ihrer Kompetenz in Erscheinung.<sup>260</sup>

Der Bauernstand benötigte keine schreib- und sprachkundigen Arbeitskräfte; dies betraf nicht nur die Frauen, sondern auch die weitaus meisten Männer. Die landwirtschaftlichen Arbeiten waren aber stärker als heute geschlechterdefiniert und wurden im Normalfall ausschliesslich von entweder den Frauen oder den Männern verrichtet. Zur langfristigen Bewirtschaftung eines Hofes brauchte es daher ein Ehepaar, und die Bauernkinder erlernten vor allem diese praktischen Spezialkenntnisse. Insbesondere für weniger begüterte Töchter waren die richtigen Kenntnisse entscheidend zur existenzsichernden Verheiratung.<sup>261</sup>

Lediglich die Töchter des Adels und des städtischen Bürgertums (und einiger Pfarrersfamilien) erhielten eine Ausbildung, die neben der Schreibfähigkeit auch nichtreligiöse Wissensinhalte umfasste, welche den standesspezifischen Aufgaben der Frauen dienten. Das bedeutet, dass höchstens 5 % aller Frauen der Gesamtbevölkerung im 17. Jahrhundert überhaupt in der Lage waren, eigenhändige schriftliche Zeugnisse zu hinterlassen<sup>262</sup> – und erklärt die weiter vorne besprochene knappe Quellenlage mit! Auch diese schmale Gruppe war von den öffentlichen Schulen ausgeschlossen; die Mädchen der oberen Gesellschaftsschichten wurden aber, wie bereits betont, oft zusammen mit den Brüdern in Privatklassen oder vom Hauslehrer unterrichtet.

Im Allgemeinen waren die Lernziele der Mädchen weniger hoch gesteckt als die ihrer Brüder. Sie lernten kein oder nur wenig Latein und beschäftigten sich mehr mit ästhetischen und literarischen Themen. Zwar befassten sie sich zumindest in den ersten Jahren mit den gleichen Inhalten wie die Knaben, doch wo die Knaben den Zeitidealen entsprechend gründlich arbeiten mussten, wurden die Mädchen in vielem nur oberflächlich unterrichtet. Es wurde als ausreichend betrachtet, wenn sie genug Allgemeinwissen, beispielsweise in Geographie, besasssen, um darüber konversieren zu können. Ein wesentlicher Qualitätsunterschied lag in der Intensität, mit der die Ausbildung der adligen Knaben vorangetrieben wurde, die schon sehr früh rund um die Uhr von eigens dafür zuständigen Informatoren angeleitet wurden,<sup>263</sup> mit ca. 10 Jahren an die Universität

259 Stadin 1993b:193-194.

260 Vgl. Losman 1993:5.

261 Vgl. Stadin 1993b:183-186.

262 Diese Grössenordnung nennt Österberg 1993:44.

263 Die Präzeptoren waren für die noch sehr kleinen Zöglinge oft konstantere Bezugs Personen als die Eltern. Es war üblich, die Kinder Bediensteten anzuvertrauen und sie

zogen und bald darauf die Bildungsreise auf dem Kontinent antraten, während die Mädchen immer zu Hause oder bei Verwandten lebten. Ihr Unterricht erfolgte eher *en passant*, wenn die Informatoren der Brüder zugegen waren, und immer wieder unterbrochen von gesellschaftlichen Anlässen, so dass man zwar von vergleichbaren Zielen (summarisch ausgedrückt dem „Funktionieren in der Standesrolle“), nicht aber von gleichen Wegen sprechen kann.<sup>264</sup> Diese geschlechtsspezifisch unterschiedliche Gewichtung der Ausbildung steht in der Tradition der humanistischen und lutherischen Pädagogen, die die Mädchen nur im Hinblick auf ihre häusliche Rolle ausbilden wollten. Selbst die Erziehung der adeligen Mädchen vertiefte normalerweise hauptsächlich den Religionsunterricht und die Haushaltungskenntnisse. Wissen als Selbstzweck galt als unpassend für Frauen. Erst als im Laufe des 17. Jahrhunderts die Anforderungen an für das Gesellschaftsleben wichtige Fähigkeiten wie Fremdsprachen stiegen, gehörte auch Sprachunterricht zum guten Ton. Der Fremdsprachenerwerb, allen voran Deutsch und Französisch, erfolgte ohne Grammatik, auf rein praktische Art durch Konversation und Schreibübungen. In diesen Kontext gehört sicher die Lockerung der Lektürevorschriften für junge Frauen, die ab dem letzten Viertel des Jahrhunderts festgestellt werden kann.<sup>265</sup>

---

nur bei den informelleren Mahlzeiten zu sehen. Eine Distanz zu den leiblichen Eltern schuf auch die Gewohnheit des Adels, die Kinder für längere Zeit in anderen, meist verwandten Familien zu platzieren. Diese Sitte machte schon bald auch in besser gestellten Kreisen der Bevölkerung Schule. Die Lehrzeit ausser Haus sollte den Reife prozess der Zöglinge beschleunigen und die Familienbande verdichten. Üblicherweise wurden die Töchter älteren Verwandten der Mutter anvertraut, die Söhne auf der Seite des Vaters (vgl. von Platen 1998:100). Von einer eigentlichen Symbiose berichtet Johan Rosenhane Scheringsson (geb. 1642), ein Neffe „unseres“ Johan Rosenhane und der jüngere Bruder Beatas, von der in der folgenden Fussnote die Rede ist. Johan lebte bei einem Onkel in Finnland, getrennt von Geschwistern und Familie. Er und sein Präzeptor, ein Student, hätten im gleichen Zimmer gewohnt und sogar im selben Bett geschlafen, und die ganze Zeit über lehrreiche Gespräche geführt und lateinische Autoren gelesen. Nach zwei Jahren, als knapp Siebenjähriger, habe er seinem Vater bereits den ersten eigenhändigen Brief auf Latein gesandt (Biographiskt lexicon öfver namnunnige svenska män (1835-1907), Bd. XII:228-229).

264 Ein ausserordentlicher Glücksfund sind die Studienhefte mit Eintragungen von Johan Rosenhanes Nichten Beata Rosenhane (1638-74) und ihren jüngeren Schwestern Christina und Sophia. Dank dieser eigenhändigen Lernhefte weiss man vor allem über Beata Rosenhanes Ausbildung viel, unter anderem auch über die frequenten Unterbrechungen. Zu Beatas Ausbildung im Speziellen und die für Mädchen geltenden Bildungsnormen im Allgemeinen liegt eine umfassende Untersuchung von Stina Hansson vor. (Hansson 1993; speziell zu den geschlechtsspezifischen Ausbildungsunterschieden siehe S. 18).

265 Beata Rosenhane bekam zusammen mit ihren Brüdern Privatunterricht, lernte jedoch kein Latein, dafür aber Französisch, Deutsch und Italienisch. Der Sprachunterricht transportierte gleichzeitig immer auch Bildungsinhalte, da der Hauslehrer philosophische, historische, geographische und moralische Themen vorgab. In regelmässigen Schreib- und Stilübungen, vor allem Briefen, verbesserte sie so gleichzeitig Sprache, Argumentationspraxis und Allgemeinbildung. Mit Erfolg: Ihre fremdsprachlichen Texte wurden im Lauf der Zeit immer geübt, doch die eigene Muttersprache brachte

Das (klein-)städtische Bürgertum umfasste ökonomisch und sozial teils sehr unterschiedlich gestellte Handwerker, Händler, Kaufleute und andere Berufszweige, deren Bedarf an schulischer Bildung höchst heterogen sein konnte. Auch hier bestimmte in erster Linie das jeweilige Herkunftsmilieu, welche Ausbildung die Töchter erhielten. Die meisten handwerklichen Gewerbe wurden im oder neben dem Wohnhaus betrieben und involvierten auch die Hilfe von Frauen, Kindern, Verwandten oder Gesinde. Die Ehefrauen waren oft für einzelne Produktions- oder kaufmännische Bereiche zuständig und wurden mit Sicherheit bei Bedarf mit Kenntnissen im Rechnen, Buchführen und vielleicht sogar in metierüblichen Fremdsprachen ausgestattet (am häufigsten wohl Niederdeutsch). Mit zunehmender Grösse wurden die Betriebe vom Wohnhaus ausgelagert und damit vermutlich die Mitarbeit der Frauen geschmälert.

Die reichsten Familien des Standes, beispielsweise die Grosskaufleute und Bankiers, führten ein Leben, das demjenigen des Adels glich. Insbesondere die reichsten Bürgerfrauen hatten nurmehr administrative und repräsentative Aufgaben, die Hausarbeit verrichteten Dienstboten. Im übrigen Bürgertum waren Dienstboten eher selten. Ausserhalb der Hauptstadt hielten um 1680 nur etwa ein Viertel der bürgerlichen Haushalte einen oder mehrere Dienstboten, alle anderen wurden von der Hausherrin und den Töchtern selbst bewirtschaftet.<sup>266</sup> Da von unseren Autoren und Autorinnen niemand dieser Schicht angehört, muss diese Skizze ausreichen.

Am umfassendsten wurden die Adelsfrauen ausgebildet. Bis zum Ende des 17. Jahrhunderts erfüllten selbst die Frauen aus höchsten Kreisen Aufgaben, die weit über eine Mutter- und Gattinnenrolle im engeren Familienkreis hinausgingen, wie sie wenig später aufgrund sozialer Entwicklungen zum bis heute nachwirkenden Frauenrollenmodell gutgestellter Schichten wurde. Den Frauen der Grossmachtzeit oblag die Verwaltung der oft riesigen Landgüter, auf denen die Ökonomie des Adels hauptsächlich ruhte. Die politischen Entwicklungen der Grossmachtzeit bürdeten vielen Männern zunehmend lange Abwesenheiten im Dienste der Staatsverwaltung oder des Militärs auf, während derer die heimischen Geschäfte weiterbetreut werden mussten. Die Verantwortung dafür wurde in der Regel in die Hände der Gattinnen gelegt. Schwedens Aristokratie unterscheidet sich hierin von den Standesgenossen in anderen europäischen Ländern, wo die Kompetenzen an männliche Stellvertreter abgetreten wurden. Die Breite dieser Aufgabe ist beeindruckend und musste von den Frauen mit Sicherheit weitgehend an Dritte delegiert werden, denn es handelte sich dabei nicht um kleine Höfe, sondern um grosse Ländereien. Viele Frauen überwachten Arbeit und Wandel von Angestellten und Guts-

---

sie auch noch nach Jahren nur mit Mühe zu Papier. Beata Rosenhane las hauptsächlich französische Romane und einige antike Verfasser. Ihre Ausbildung war aber weder typisch für ihre Zeit noch für ihre eigene Familie. Sie muss als ein voreiligendes Intermezzo betrachtet werden. Hansson betont, Beatas Ausbildung sei im Zeitkontext eine Ausnahme gewesen. Im Hinblick auf die intellektuellen und kulturellen Neigungen Christinas habe Schering Rosenhane seine Tochter mit einer attraktiven Salonausbildung nach französischem Muster auf eine Stellung am Hof vorbereitet, um den Einfluss der Familie zu sichern. Erst für Aurora Königsmark ist – zwanzig Jahre später – eine ähnlich gründliche Ausbildung belegt (Hansson 1993:9, 188).

266 Stadin 1993b:183 u. 188-190.

bevölkerung, planten und verwalteten die Vorräte – in agraren Gesellschaften eine grosse Verantwortung, von der viele Münder abhingen –, betrieben Handel mit Land und Produkten, verhandelten mit Schuldern und Gläubigern, führten die Rechnungsbücher, und einige leiteten sogar Manufakturen. Bei all diesen Tätigkeiten vertraten sie die Interessen ihrer Familie und ihres Standes nach aussen. Ihre Rolle sah auch vor, die gesellschaftliche Position der Familie zu festigen, indem sie die Erziehung, Laufbahn und Heirat ihrer Kinder und anderer Familienmitglieder planten und überwachten. Diese Verantwortung erstreckte sich auch auf Angehörige des Gesindes.<sup>267</sup>

267 Selbstverständlich mussten und konnten kaum alle Adelsfrauen so viele und so unterschiedliche Aufgaben gleichzeitig meistern, doch in all diesen Bereichen waren nachweislich Frauen tätig. Nur drei Frauen sollen hier als stellvertretendes Beispiel für viele andere stehen:

Margareta Huitfeldt war die Witwe eines dänischen Adeligen im frisch zu Schweden geschlagenen Bohuslän. Ihre umsichtige Pflege der public relations – speziell ihre Bitschriften und Geschenke an den Steuerberechtigen Graf Per Brahe zwischen 1658 und 1660 – wird von Beata Losman (1993:8-11) geschildert. Vgl. auch Kapitel 5.3, Fussnote 322.

Viel bekannter ist Maria Sophia de la Gardie (1627-94), Schwester von Magnus Gabriel de la Gardie und früh verwitwet als Frau von Gustav Oxenstierna, eine energische und visionäre Unternehmerin und Manufakturenmanagerin, die nach fast fünf Jahrzehnten ruheloser Tätigkeit aus ökonomischer Sicht allerdings auf der ganzen Linie scheiterte – hauptsächlich weil der Staat den mercantilistischen Unternehmern zuerst riesige Hindernisse in den Weg legte und danach mit den Reduktionsmassnahmen das nötige Kapital entzog und die Infrastruktur ruinierte, indem sie während langer Zeit blockiert, d.h. konfisziert, und danach meist ganz eingezogen wurde (Biographie von Maria Sophia de la Gardie: Björkman 1994; vgl. auch Biographical lexicon öfver namnkunnige svenska män (1835-1907) Bd. 10:320-328, Losman 1984:26, Österberg (Red.) 1997:289ff., Stadin 1993b:187 und Stadin 1997:197ff.).

Christina Piper (geb. Törnflycht, 1673-1752), war die schwerreiche Tochter eines geadelten Kaufmanns und Reeders (der nebenbei bemerkt Maria Sophia de la Gardies Stockholmer Palast aus der Konkursmasse aufgekauft hatte). Christinas Mann, Graf Carl Piper, leitete ab 1700 die Feldkanzlei Karls XII., geriet bei Poltava in Kriegsgefangenschaft und kehrte nicht mehr zurück. Sie verwaltete ihre grossen Besitzungen, liess Schlösser bauen und umbauen und erwarb 1725 eine Alaunmine, die sie sehr erfolgreich und nach mercantilistischen Grundsätzen betrieb; die über 900 Beschäftigten wurden mit einer Währung entschädigt, die nur in den werkeigenen Läden galt! (vgl. Larsson 1993:82).

Ebba Brahe (die Mutter von Maria Sophia de la Gardie), Anna Christina Barckhusen und Ebba Leijonhufvud sind weitere Unternehmerinnen, die erfolgreich für die Bedürfnisse der Militärausrüstung geschäfteten (Eisenwerke, Rüstungs- und Munitionsfabriken, Reedereien u.v.m; vgl. Stadin 1993b:186-187). Alle diese Frauen verrichten als Witwen Tätigkeiten, die üblicherweise männlich konnotiert sind – doch sie können kaum als für die gesamte Bevölkerung gültiges Exempel gelten. Nur eine Minderheit der Witwen im Bürgerstand führte die Geschäfte ihrer Gatten über längere Zeit auf eigenen Namen weiter, denn gegen diese Konkurrenz wehrten sich die Zünfte und Handwerkerorganisationen mit scharfen Bestimmungen.

Bereits in früher Jugend wurden die Adelsfrauen in den Fähigkeiten ausgebildet, die sie für diese Aufgaben benötigten. Die Informatoren der adeligen Söhne unterrichteten in der Regel auch die Töchter des Hauses in den von den Eltern gewünschten Fächern. Adelige Mädchen wurden in modernen Fremdsprachen geschult und übten sich in mündlicher und schriftlicher Konversation. Damit bot sich ihnen bereits eine zeitgemässere Bildungsauswahl als vielen Männern aus dem Volk, die im Unterricht an den Gymnasien und auch an den Universitäten weiterhin ausschliesslich das humanistisch-latinitische Erbe durchpfügten und wenig Praxisbezug genossen.

Insbesondere wenn sie Handel mit den Gutserzeugnissen trieben, sprangen die adeligen Frauen in die Bresche für ihre Männer, weil zumindest in der ersten Hälfte des Jahrhunderts Handelstätigkeiten als unstandesgemäß für einen Adelmann galten. Handel und Geldwesen war gemäss der Ständekonzeption eigentlich Aufgabe und Privileg der Bürger und wurden von vielen Adeligen noch lange bis in die zweite Jahrhunderthälfte als unpassend abgelehnt. Damit wurde der Spielraum der Frauenrolle erweitert, um einem sich abzeichnenden Konflikt in der traditionellen Männerrolle auszuweichen. In der damaligen Ratgeberliteratur wurde jedoch immer betont, dass die Frauen zwar selbstständig, nicht aber eigenmächtig handeln durften. Das Einverständnis des Gatten mussten sie zuvor immer einholen.<sup>268</sup> Die Geschlechterrollen wurden auch in anderen Aspekten bewusst komplementär eingerichtet; im Verhältnis zu den Untergebenen sollte beispielsweise der Herr streng strafen, die Herrin danach hingegen milde trösten. In der Hausväterliteratur wurden solche Rollenspiele empfohlen, um die Untergebenen zu steuern.<sup>269</sup>

Angesichts der rudimentären medizinischen Möglichkeiten der Epoche mussten die Menschen jederzeit mit dem Tod ihrer Ehepartner rechnen. Die Sterblichkeitsrate der Frauen war wegen der Schwangerschaften hoch und unzählige Männer kehrten nicht aus dem Kriegsdienst zurück. Eine Wiederverheiratung war für grosse Teile der Bevölkerung in diesem Fall nicht zuletzt eine ökonomische Notwendigkeit. Es war keineswegs ungewöhnlich, dass auch Frauen im Laufe eines langen Lebens drei oder vier Ehen schlossen. In den Jahren zwischen den Ehen wurden die Witwen automatisch mündiges Haushaltsoberhaupt und erbten die Rechte und Pflichten ihrer Gatten. Die Ehefrauen wurden im Hinblick darauf über die wirtschaftlichen Verhältnisse der Familie informiert. Solange sie verheiratet waren, wurden sie üblicherweise in Rechts- und Geldangelegenheiten vom Ehemann vertreten und mussten auch ihr Einkommen und sogar ihr Eigengut vom ihm verwalten lassen, wobei ihr Einverständnis nötig war, wenn er es veräussen wollte. Dennoch waren sie juridisch und ökonomisch nicht unmündig wie ihre unverheirateten Schwestern, welche in solchen Fällen durch einen männlichen Vormund vertreten werden mussten.<sup>270</sup> Nach dem Tod des Mannes konnten die Witwen

---

268 Vgl. Stadin 1993b:182. Für eine ausführliche Analyse zur Gesellschaftsideologie des Adels siehe Englund 1989.

269 Schering Rosenhane rät dies in seiner *Oeconomia* (Rosenhane 1944:11ff. u. 19ff.; zitiert nach Englund 1989:92 u. 279).

270 Es existieren allerdings Gerichtsprotokolle (z.B. bereits von 1702), in denen unverheiratete Frauen offensichtlich ohne männliche Vertretung vor Gericht auftraten, vgl.

ohne Beistand männlicher Familienmitglieder für sich und die unmündigen Kinder Geschäfte tätigen, Verträge unterzeichnen, bestimmte Gewerbe treiben und ohne Zustimmung der Familie eine neue Ehe eingehen.<sup>271</sup> Die hohen Wiederverheiratzsziffern verwitweter Frauen lassen jedoch vermuten, dass die materiellen und wohl auch sozialen Vorteile des Ehestandes gegenüber der gesetzlichen Mündigkeit überwogen.<sup>272</sup>

Anderseits gingen gerade die vermögenden Witwen oft keine neue Ehe ein. Die meisten adligen Frauen beispielsweise blieben verwitwet. Bei einer Wiederverheiratung konnte die Familie des verstorbenen Mannes die Morgengabe zurückfordern.<sup>273</sup> Reiche Witwen mussten daher diesen Schritt gut abwägen – waren die ökonomischen Bedürfnisse gesichert, ermöglichte das Witwentum diesen Frauen ein weitgehend selbstbestimmtes Leben, da sie in diesem Zivilstand in allen Bereichen mündig wurden. Leider hinterliess uns keine der adligen Witwen einen Hinweis darauf, ob dieser Aspekt ausschlaggebend für ihre Wahl war.<sup>274</sup>

Im geistlichen Stand variierten – ähnlich wie beim städtischen Bürgertum – die ökonomischen Verhältnisse stark. Es gab Pfarrersfamilien in bitterster Armut neben anderen, die materiell und gesellschaftlich mit dem Adel gleichziehen konnten, je nach Lage und Grösse der Pfarrei sowie dem familiären Hintergrund der Pfarrfamilie.<sup>275</sup> Die Lebensbedingungen und Ausbildungsmöglichkeiten der Pfarrersfrauen und -töchter können daher fast die ganze Bandbreite zwischen denen armer Bauern und denen des reichen städtischen Adels einnehmen. Dementsprechend variabel sind auch die Rollenmodelle für die Frauen dieser Schicht. Allen Pfarrersfrauen gemeinsam ist, dass sie einer gesellschaftlich jungen Gruppe angehören. Erst ab etwa 1570, also Jahrzehnte nach der Reformation und der Aufhebung des Zölibats, waren verheiratete Pfarrer die Norm – das

---

Losman 1993:34-35.

271 Vgl. Matovic 1993. Margareta Matovic bespricht zwei häufig vertretene, simplifizierende (Frauen-)Geschichtsmodelle: die These von der kontinuierlich verschlechterten Stellung der (schwedischen) Frau und ihre Gegenthese von der stetig progredierenden Emanzipation, kulminierend in der Gegenwart. Sie selber beschreibt die Entwicklungen in historischer Zeit als Berg- und Talbahnfahrt und zieht dazu vor allem Beispiele aus dem Erbrecht und der Witwenversorgung bei.

272 Bei der Weiterführung eines Hofes durch die Witwe scheint es grosse regionale Unterschiede gegeben zu haben. Während in Schonen nach dem Krieg 1675-79 die Höfe verödeten oder zumindest nicht von den Witwen bewirtschaftet wurden, war es in Småland die Norm, dass die Witwen lange Jahre alleine wirtschafteten (Ulfspärre 1991:78-79).

273 Die Morgengabe funktionierte als Witwenversicherung. Sie wurde vor Zeugen am Hochzeitsmorgen überreicht und bis zum Tod des Gatten unter Verschluss gehalten. (vgl. Matovic 1993:13-14). Vor der Hochzeit gaben die Höhe der Gabe und – später – erbrechtliche Fragen häufig Anlass zu Familienstreitigkeiten bis hin zu Prozessen – wie im Fall von Agneta Horn (s. Kap. 5.1).

274 Losman 1984:24-25. Von Maria Sophia de la Gardie, der herausragendsten dieser Unternehmerinnen, ist allerdings die Äusserung überliefert, eine Wiederverheiratung würde sie „inutile och maktlös“, d.h. nutz- und machtlos machen (zitiert nach Stadin 1993b:187, vgl. auch Björkman 1994, u.a. S. 294 u. 300).

275 Vgl. Stadin 1993b:190.

Rollenmodell für ihre Frauen war damit erst im Entstehen. Ein Jahrhundert später war der geistliche Stand zumindest gesellschaftlich sehr homogen geworden. Die Hälfte aller Pfarrersfrauen stammte nun selber aus einer Pfarrersfamilie, d.h. der Stand rekrutierte seine Mitglieder weitgehend aus den eigenen Kreisen.<sup>276</sup>

Die Art der Pfarrei bestimmte, welche Aufgaben die Ehefrauen hatten. Zum Amt gehörte üblicherweise Landwirtschaftsfläche, bei deren Bewirtschaftung die Frauen mithalfen (ausser in sehr gutgestellten Haushalten). Die Pfarrhöfe auf dem Lande bewirteten zudem feinere Reisende und boten oft Übernachtungsmöglichkeiten an. Diese Hotellerie auf Abruf wurde von der Pfarrfrau und allenfalls ihren Mägden besorgt und bildete zusammen mit den Einnahmen aus der Landwirtschaft eine wichtige Quelle der Familienökonomie.

Beim Tod des Pfarrers fielen die Einnahmen aus Zehnten und kirchlichen Dienstleistungen weg. Nach einer kurzen Übergangsfrist – meist ein bis zwei „Gnadenjahre“ – musste die Pfarrei geräumt werden. Zur Sicherung der Existenz von Witwen und Kindern mussten die Nachfolger auf einem Pastorat in der Regel die Witwe des Vorgängers – oder gegebenenfalls seine Tochter – heiraten. Die Theologen blieben deshalb meist unverheiratet, um später ein solches Amt antreten zu können. Auch verwitwete Pfarrer wurden – möglichst in einigermassen passendem Alter – wieder mit Pfarrersfrauen zusammengeführt, die unversorgt waren. Diese schichtspezifische Variante einer Sozialversicherung, das sog. „konserveringssystem“, wurde bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts beibehalten und trug viel zur bereits notierten Homogenisierung des Standes bei.<sup>277</sup>

Bemerkenswert ist, dass nicht nur die Frauen, sondern auch die Männer dieses Standes u.U. mehrmals in Ehen einwilligten, die ihnen gewissermassen vorgeschrieben wurden. Menschen anderer Stände waren in dieser Hinsicht freier, denn gegen den Willen der Brautleute konnte höchstens die erste eheliche Verbindung durchgesetzt werden, und auch das war (zumindest ausserhalb sehr vermögender Familien) eher ungewöhnlich. Das Einverständnis beider Brautleute wurde in weiten Kreisen zunehmend als notwendig erachtet und war ab 1686 in der Kirchenordnung vorgeschrieben. Die übliche Mentalität im Klerus war aber, aus diesen Zweckverbindungen das Beste zu machen, und in den Autobiographien wurde es geradezu zum Topos, die gütige Vorsehung Gottes und das harmonische Zusammenarbeiten des Ehepaars auch dann zu preisen, wenn sich tiefe Zuneigung vermutlich nicht einstellen wollte.<sup>278</sup>

---

276 Stadin 1993b:182ff.

277 Zum Konserveringssystem vgl. Stadin 1993b:190-192.

278 Ein überaus aufschlussreiches Beispiel für ein langes Leben im „konserverings-system“ liefert Marta Hagmans Autobiographie, die gedruckt vorliegt (Hagman (ca. 1765)). Hagman (1682-1766) erhielt auf diese Weise als Achtzehnjährige einen Stiefvater, der nur 11 Jahre älter war als sie selbst, während ihr eigener Ehemann 21 Jahre älter war! Ihr zweiter Ehemann, ein verwitweter Pfarrer, war gleichaltrig, der dritte ganze dreizehn Jahre jünger. Hagman konnte bis zu ihrem Tod auf dem Pastorat ihres ersten Mannes bleiben, indem sie Ehen mit zwei Nachfolgern einging. Die sprachliche Darstellung der Autobiographie und ihre die konfliktträchtigen Erfahrungen glät-

Im Sozialgefüge des 17. Jahrhunderts hatten alle Menschen eine durch Stand und Geschlecht vorgezeichnete Aufgabe zu erfüllen. Zweifellos waren diese Vorgaben patriarchalisch – doch die Frage nach einer Rivalität zwischen den Geschlechtern oder einer Opposition gegen diese Geschlechterrollen wäre anachronistisch. Frauen und Männer bezogen ihre Autorität aus der Meisterung ihrer spezifischen Pflichten, die so abgesteckt und genussdefiniert waren, dass kein Rivalitätsdenken aufkam. Der Beitrag der Frauen innerhalb des patriarchalischen Systems war anerkannt und ihre Rechte von staatlicher Seite gestützt. Diese Rollenteilung bewahrt viele Züge der mittelalterlichen Agrargesellschaft, in der beide Geschlechter ihre volle Arbeitskraft in den Haushalt gaben und daran erb berechtigt – und damit de facto gleichberechtigt – waren, ungeachtet der ungleichen Aufgaben und abgesehen von der prinzipiellen Unterordnung der Frau unter ihren Ehemann.<sup>279</sup> Für Kontinentaleuropa wird – auch als Folge der Reformation – eine Verschlechterung der Stellung der Frau im 17. Jahrhundert festgestellt; auf Schweden lassen sich diese Ergebnisse aber nicht einfach übertragen, wie Kekke Stadin aus verschiedenen Indikatoren schliesst. Die agrare Produktion Schwedens brach in den Kriegsperioden nicht zusammen, sondern sie wurde hauptsächlich von den Frauen und den Alten aufrechterhalten. Diese Verantwortung war auch eine Quelle der Autorität und Wertschätzung. Nicht zuletzt der unabdingbare Beitrag der Frauen zur Aufrechterhaltung der Ökonomie verhinderte, dass im sonst lutherisch-orthodoxen Schweden das lutherische Frauenbild unhinterfragt übernommen wurde.<sup>280</sup>

Dennoch berührten die enormen sozialen und politischen Umbrüche im Laufe des 17. Jahrhunderts auch die schwedischen Frauen. Zwei grosse Entwicklungen sind kennzeichnend für die Epoche: einerseits die Modernisierung der Gesellschaft in so verschiedenen Bereichen wie der Expansion von Bildungswesen, Bürokratisierung und Geldwirtschaft, welche eine verbesserte Stellung der Frauen erwarten lassen; und im Kontrast dazu die Militarisierung. Beide wirkten sich indes für die Frauen nicht positiv aus.

Die freigesetzten Bildungsressourcen flossen so gut wie ganz an den Mädchen und Frauen vorbei, vom elementaren Leseunterricht der Volksschulen und der Katechesenschulung einmal abgesehen. Selbst für gewerbliche Tätigkeiten so grundlegende Fächer wie Schreiben, Rechnen und Fremdsprachen blieben den Frauen weiterhin verschlossen.<sup>281</sup> Der eigentliche Hauptlehrinhalt der höheren Schulen und damit die Schlüsselkompetenz zu allem gesellschaftlich relevanten Wissen war strikt den Männern vorbehalten: das Latein. Damit drängten die Investitionen im Bildungssektor die Frauen aller Schichten auf lange Zeit hinaus an den Rand, weil sie die Kluft zwischen den Kompetenzen von Männern und Frauen vergrösserten und so vermehrt das patriarchalische Denken nährten. Der Ausbau der latein-basierten Bildungsstätten erhöhte die gesellschaftliche Mobilität für einen relativ kleinen Teil der Männer; für die Frauen bedeutete

---

tende Vertextungsstrategie behandelt Müller 2000.

279 Zu den historischen Verschiebungen im Machtgefüge zwischen den Geschlechtern soll hier insgesamt auf den Sammelband zum Kongress „Kvinnornas historia – den osynliga historien“ (Stockholm 1993) verwiesen werden (Sjöstedt 1993).

280 Vgl. Stadin 1993b:184–186, Stadin 1997, Österberg 1993 und 1997.

281 Vgl. Österberg 1993:44.

er einen folgenschweren Positionsverlust.<sup>282</sup> Auch der Aufschwung von Gewerbe, Handel und Geldwirtschaft tangierte nur sehr wenige, im entsprechenden Metier bereits verankerte Frauen, meist Witwen mit Bewilligung zur Weiterführung des Geschäfts.

Auch die Militarisierung zog Frauen aller Schichten den Boden unter den Füßen hinweg. In der Zeitspanne zwischen 1620 und 1720 rafften die Kriege jeden vierten erwachsenen Mann dahin. Am härtesten waren die ärmeren Bevölkerungssteile betroffen, deren Männer (zwangs-)rekrutiert wurden und vom Hof weg in die Militärlager zogen. Zu Hause fehlte ihre Arbeitskraft, und die Familie musste jederzeit den Tod, aber auch die Invalidität des Familienoberhauptes befürchten. Unzählige Männer kehrten zurück – kriegsversehrt. Wenn feststand, dass kein arbeitsfähiger Mann mehr der Familie vorstand, mussten die Pächterfamilien meist bald den Hof räumen.

Die Militarisierung der Gesellschaft hatte aber auch längerfristige Folgen, welche die Stellung der Frau nachhaltig verschlechtern sollten. Zur Finanzierung des Krieges wurde die Bürokratisierung vorangetrieben und zur Entlohnung der Beamten und Offiziere ein Lohnsystem eingeführt. Dies war der Anfang einer langen Entwicklung, während derer die meisten nichtbäuerlichen Haushalte ausschliesslich vom Erwerbslohn des Mannes abhingen und gleichzeitig der Beitrag der Frauen zum Lebensunterhalt keinen pekuniären Gegenwert mehr darstellte.<sup>283</sup> Immer mehr Männer aller Schichten versahen ab dem 17. Jahrhundert einen entlohnten Dienst, der ihnen eine Funktion in der Öffentlichkeit verlieh. Diese Entwicklung verstärkte die Trennung zwischen privater und öffentlicher Sphäre und verankerte den Platz der Frauen auf lange Zeit hinaus im Privaten. Als erste spürten die Frauen des neuen Dienstadels die Folgen dieser Entwicklung. Diese Familien hatten selten einen existenzsichernden Landbesitz und kamen meist bald in ökonomische Schwierigkeiten, wenn der Lohn sich verspätete oder ganz wegfiel. In

282 Über die immense Bedeutung chirographisch beherrschter Männer sprachen für viele gelehrt Kulturen wurde – vor allem seit den viel beachteten Arbeiten von Walter J. Ong (Ong 1971 und 1982) – viel geschrieben (neben dem Latein waren u.a. auch Hebräisch, Sanskrit, das klassische Arabisch und Chinesisch sowie das byzantinische Griechisch solche von niemandem als Muttersprache erlernte Gelehrten sprachen). Ong sieht das Eintauchen der Knaben in eine gelehrt Männer sprache als einen Sozialisationsritus, der sie von den weiblich konnotierten Erfahrungen ihrer Kindheit weg führt: der Muttersprache, des unsystematischen, „erlebten“ Wissens und des Sinnlich-Körperlichen („Tierischen“), um nur die Eckpunkte zu nennen. Ab etwa 700 n.Chr. hatte sich das Latein zu verschiedenen territorialen Varianten entwickelt, die untereinander nicht mehr verständlich waren. Als Schul- und überregionale Verkehrssprache musste daher auf das „klassische“ Latein zurückgegriffen werden. Weil dieses nur Männern vorbehalten war (wenn auch verhältnismässig wenigen), nahm damit eine tiefgreifende Dichotomisierung der Kultur ihren Anfang. Gelehrt – laienhaft, literal– oral, Schriftsprache – gesprochene Muttersprache, Theorie (Wissen) – Praxis (Handwerk) sind hier die zentralen Gegensätze (vgl. Ong 1987:112–118). In neueren Arbeiten zur Geschichte der Pädagogik und in der Geschlechterforschung werden Ongs Positionen häufig diskutiert. An dieser Stelle muss der Hinweis auf Torill Steinfelds Arbeiten zum Ausschluss der Frauen aus der gelehrt Tradition und zur Geschichte des Muttersprachunterrichts in Skandinavien genügen (Steinfeld 1985 und 1986).

283 Vgl. Losman 1984, Stadin 1993b:194–196.

der privaten Korrespondenz dieser Gesellschaftsschicht ist dies während Jahrzehnten ein dominierendes Thema.<sup>284</sup>

Während der Staatsausbau und die Kriege selbst armen, ungebildeten und einflusslosen Männern Karrieren und gesellschaftlichen Aufstieg ermöglichte, die in Friedenszeiten undenkbar gewesen wären, bedeuteten sie für die Frauen eine nachhaltige Verschlechterung. Denn die Anerkennung und der Autoritätsgewinn, welche aus der Stellvertretung der abwesenden Männer resultierten, werden in der Sekundärliteratur oft überbetont. Beide verhinderten in Wirklichkeit nicht, dass mit der Rückkehr der Männer die alte Rollenteilung wieder hergestellt wurde. Doch in der mittlerweile militarisierten und bürokratisierten Gesellschaft hatte die traditionelle Frauenrolle – ausserhalb des Bauernstands – an Gewicht verloren.<sup>285</sup>

---

284 In der Korrespondenz vieler Ehepaare nahmen Geld- und Lohnfragen und die Gesundheit und Entwicklung der Kinder einen grossen Platz ein. Manche Frauen wurden in Abwesenheit der Gatten beauftragt, für ausstehenden Sold, Kredite und Beförderungen zu lobbyieren. Hier müssen zwei Beispiele genügen: Aus der Korrespondenz zwischen Eva Oxenstierna und ihrem ab 1713 in dänischer Kriegsgefangenschaft sitzenden Mann Magnus Stenbock geht – neben den eben genannten Inhalten – hervor, dass sie auch aktiv an seiner Befreiung mitplante. Die Dänen entdeckten jedoch Stenbocks Fluchtpläne und verschärften seine Haftbedingungen; er kehrte nicht mehr nach Schweden zurück. (Stenbock/Oxenstierna, hg. 1913-14). Catharina Wallenstedts Briefen (1672-1718) ist zu entnehmen, dass sie sich am Hof stark für die Karriere ihres Gatten engagierte, teils offensichtlich eher zu seinem Missfallen (Wallenstedt 1995).

285 Eva Österberg befasst sich mit den grossen gesellschaftlichen Veränderungen der Zeitspanne und ihren Auswirkungen auf die individuellen Lebensbedingungen. In diesen Zusammenhang der Verarbeitung von veränderten gesellschaftlichen Bedingungen und gleichzeitiger Marginalisierung der Frauen sind auch die europaweiten Hexenprozesse zu stellen, auf die hier trotz ihrer gesellschaftlichen Brisanz lediglich in einer Fussnote verwiesen werden kann. In der Zeit von 1500 bis 1750 wurden in Europa gegen 100'000 Personen wegen Hexerei angeklagt – zum allergrössten Teil ältere, arme Frauen, die in ihrer Gemeinde vielfach als ökonomische oder konfessionelle Bedrohung beargwöhnt wurden (vgl. Österberg 1993).

